

DIE WELTWOCHEN



Der wahre Zwingli

Wie der Reformator vom Sünder zum Verkünder wurde.

Von Christoph Mörgeli und Peter Ruch

Kosovos feuchter Traum

Rapperin Loredana aus Emmenbrücke bricht alle Rekorde.

Von Michael Bahnerth

Milliardär, Abenteurer, Russland-Freund

Das erstaunliche Leben Frederik Paulsens. *Von Philipp Gut*

10 Seiten Literatur
Takis Würger, Thomas Mann,
Comic-Zeichner Zep,
Andrea Camilleri,
u.a.





Catalin Florescu
Schriftsteller
Im Donaodelta
an Bord

10 Tage ab Fr. **1695.-**
inkl. An-/Rückreise und Vollpension an Bord



Reisedaten 2019

Route 1, Tulcea – Wien,
21.08.–30.08.*; 29.09.–08.10.

Route 2, Wien – Tulcea,
20.09.–29.09.*

* Ein- bzw. Ausschiffung in Weissenkirchen

Preise pro Person

Kabinentyp	Katalogpreis	Sofortpreis
Standard Doppel, Hauptdeck	2595.-	1695.-
Deluxe 2-Bett, Hauptdeck	2895.-	1995.-
Standard Doppel, frz. Balkon, Mitteldeck	3395.-	2495.-
Deluxe 2-Bett, frz. Balkon, Mitteldeck	3995.-	2995.-
Standard Doppel, frz. Balkon, Oberdeck	4125.-	3095.-
Deluxe 2-Bett, frz. Balkon, Oberdeck	4795.-	3595.-

Sofortpreis mit beschränkter Verfügbarkeit

Direktflug
ins
Donaodelta

Weltnaturerbe Donaudelta mit Excellence Melodia

Bus zum Fluss
Mittelthurgau Reiseleitung
Exklusive Landausflüge
Das «Flüster»-Flussschiff

Route 1 Tulcea – Wien

Tag 1 Schweiz > Constanta > Tulcea

Flug nach Constanta. Geniessen Sie bereits nach Ankunft einen ersten Ausflug in die Welt des Donaodeltas. Transfer zur Excellence Melodia in Tulcea.

Tag 2 Tulcea > St. Georgs-Kanal/Donaodelta

Am Morgen passiert die Excellence Melodia den Stromkilometer Null. Der St. Georgs-Kanal ist der längste, windungsreichste und einer der schönsten Mündungsarme im Donaodelta. Nachmittags Bootsfahrt* im Delta.

Tag 3 Giurgiu > (Bukarest)

Ganztagesausflug nach Bukarest*. Stadtrundfahrt und Mittagessen in typischem Restaurant.

Tag 4 Vidin > (Belgradschik)

Sie besuchen Belgradschik* mit der byzantinischen Festung aus dem 6. Jh.

Tag 5 Passage Eisernes Tor

Tag an Bord. Die Excellence Melodia passiert das Eisener Tor – ein Höhepunkt. In einmaliger Naturlandschaft ragen steile Gebirgszüge auf. Der Schriftsteller Catalin Florescu gibt einen Einblick in Geschichte und Kultur Rumäniens.

Tag 6 Belgrad

Vormittags Rundfahrt* durch die dynamisch-junge Hauptstadt Serbiens. Nachmittags Ausflug nach Novi Sad (Fr. 43).

Tag 7 Mohacs > (Pecs)

Ausflug nach Pecs* am Fuss des Mecsek-Gebirges.

Tag 8 Budapest

Begegnen Sie Budapests prachtvollen Bauten auf einer Stadtrundfahrt*.

Tag 9 Wien

Servus in Wien! Entdecken Sie die charmante Stadt auf einer Rundfahrt*.

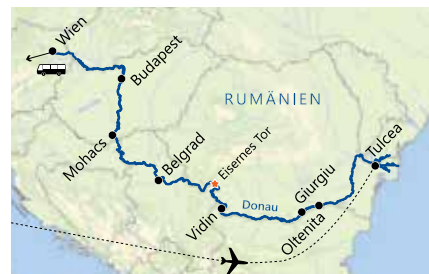
Tag 10 Wien > Schweiz

Nach dem Frühstück Busrückreise zu Ihrem Abreiseort.

Route 2 Wien – Tulcea

Reise in umgekehrter Richtung. Detailprogramm auf Anfrage.

* Ausflugspaket



Zuschläge

- Reisen Wien–Tulcea **155.-**
- Alleinbenützung Kabine Hauptdeck **0.-**
- Alleinbenützung Standard MD/OD **555.-**
- Alleinbenützung Deluxe MD/OD **1155.-**
- Königsklasse-Luxusbuss **335.-**
- Flug Zürich–Constanta oder v.v. in Business Class **195.-**
- Ausflugspaket mit 7 Ausflügen **248.-**
- Ausflug Novi Sad (Rte 1) **43.-**
- Besichtigung Topola und Oplenac (Rte 2) **38.-**

Unsere Leistungen

- Excellence Flussreise mit Vollpension an Bord
- An-/Rückreise im Komfortbus ab/bis Wien
- Flug mit Edelweiss Zürich–Constanta od. v.v.
- Mittelthurgau Fluss-Plus: Komfort-Reisebus während der ganzen Reise
- Ausflug Tulcea
- Mittelthurgau-Reiseleitung

Nicht inbegriffen

- Auftragspauschale pro Person Fr. 20.-
- Persönliche Auslagen, Getränke, Trinkgeld
- Kombinierte Annullationskosten- und Extrarückreiseversicherung auf Anfrage

Wählen Sie Ihren Ankunfts-/Abreiseort

Route 1/Route 2

- 21:15/05:30 Burgdorf
- 21:10/05:35 Basel SBB
- 20:55/05:50 Pratteln, Aquabasilea
- 20:45/06:00 Aarau SBB
- 19:45/07:00 Baden-Rüthof
- 19:15/07:30 Zürich-Flughafen, Reisetterminal
- 18:50/07:55 Winterthur-Wiesendangen SBB
- 18:30/08:15 Wil

Internet Buchungscodes

www.mittelthurgau.ch **emtul1/emvie1**



Jetzt bestellen: Katalog
«Reisen auf dem Fluss
2019»!



Auf der elegant-luxuriösen **Excellence Melodia** erwartet Sie ein erholsames und besonders ruhiges Reisevergnügen dank innovativer Schiffstechnologie. Geräumige Decks, gute Küche im behaglichen Panoramarestaurant, Lounge mit Bar, Cigar-Lounge und der Wellnessbereich mit Whirlpool und Sauna bieten Ihnen alles für Ihr Wohlbefinden. Die grosszügigen Kabinen Standard 12m² mit Sofabett und Deluxe 15m² mit trennbarem Doppelbett bieten viel Komfort. Mittel- und Oberdeck-Kabinen sind mit französischem Balkon ausgestattet, die Kabinen auf Hauptdeck mit nicht zu öffnendem Fenster. Alle Kabinen mit WC/Dusche, Klimaanlage, Föhn, Safe, Stromanschluss 220 V. **Willkommen an Bord!**

Gratis-Buchungstelefon **0800 86 26 85** Online buchen **www.mittelthurgau.ch**

Reisebüro Mittelthurgau Fluss- und Kreuzfahrten AG · Oberfeldstr. 19 · 8570 Weinfelden · Tel. +41 71 626 85 85 · info@mittelthurgau.ch

Der neue, aufwendig inszenierte Film «Zwingli» füllt die Deutschschweizer Kinäle und überzeugt als solide, unaufgeregte Erzählung vor allem ein älteres Publikum. Den weniger anzutreffenden Jungen ist der Plot schlicht zu langweilig. Tatsächlich vermitteln Handlung und Dialoge nur einen spärlichen Eindruck von der grundlegenden inneren und äusseren Umwälzung, die sich im Zürich der Reformationszeit abgespielt hat. Christoph Mörgeli beschreibt, inwieweit die Filmfigur der wahren Persönlichkeit des Verkünders, Machtpolitikers und Glaubenskriegers Huldrych Zwingli gerecht wird. Und weil Zwingli im früheren Leben ein arger Sünder war, befasst sich Peter Ruch mit Zwinglis Theologie der Sünde. **Seite 16–19**

Zum Mittagessen im Präsidentensalon des Betriebsrestaurants am Hauptsitz der Ferring Pharmaceuticals in Saint-Prex trinkt Frederik Paulsen ein Glas Milch. Er nehme täglich einen Liter davon. «Das sollten Sie auch tun!», sagt er



Abenteuerliches Leben: Milliardär Paulsen.

unserem Reporter Philipp Gut. Erst nach dem Essen erklärt der Patron, was es mit dem historischen Gefäss in einer Ecke des Raums auf sich hat. Es stammt von einem mexikanischen Aztekentempel und fasst exakt das Blutvolumen eines Menschenkörpers. Paulsen ist nicht nur ein leidenschaftlicher Sammler präkolumbianischer und anderer Kunst, sondern auch Polarforscher, russischer Honorarkonsul in Lausanne und Philanthrop. In der *Weltwoche* spricht der Milliardär über sein abenteuerliches Leben und die Angriffe aus dem Haus Tamedia auf seine Person. **Seite 28**

In der Deutschschweiz ist der Genfer Comiczeichner Zep nur wenig bekannt. In Frankreich allerdings ist seine Figur Titeuf so populär wie Asterix. 25 Millionen Comic-Bände hat Zep bislang verkauft, damit ist er wohl der erfolgreichste Autor des Landes. Im brasilianischen Präsidentschaftswahlkampf erhielt er zudem unfreiwillig weltweite Aufmerksam-



Jair Bolsonaro erzürnt: Comiczeichner Zep.

keit: Kandidat Jair Bolsonaro machte Wahlkampf mit Zeps Aufklärungs-Comic, nach der Wahl verbannte er diesen aus den Bibliotheken. Für unsere Literaturbeilage hat Jürg Altwegg Zep in dessen Genfer Anwesen besucht. **Seite 48**

Dieser Ausgabe liegt ein Sonderheft zum Motorrad-Land Schweiz bei. Keine andere Nation hat pro Kopf so viele Töfffahrer. Während das Auto für die meisten ein reines Fortbewegungsmittel ist, vermittelt das Motorrad ein Lebensgefühl, es steht für Fahrgegnuss, Tempo, Freiheit. Für die Mitarbeit konnten wir ausgewiesene Fachleute gewinnen: Rennfahrer Dominique Aegerter empfiehlt die schönsten Routen in den Schweizer Bergen. Walter Wobmann, Nationalrat und Präsident der Föderation der Motorradfahrer der Schweiz, erklärt im Interview, warum die Töfffahrer Vorbilder für die Gesellschaft seien. Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre – und gute Fahrt!

Ihre Weltwoche

GESTRESST? ÜBERFORDERT? ERSCHÖPFT?

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch
Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Michael Bahnert, Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Erik Ebneter, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann
Bildredaktion: Martin Kappler, Sebastian Scholz (*Assistent*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Ihr Immobilientraum?



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Miete 4'800.- p.Mt., Kauf 2'395'200.- Bezug nach Vereinb.
www.ufdeforch.ch



4 Zi - 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 895'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.wilerbuch.ch



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



5 ½ Zi. Attika-Wohnung
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Miete 4'800.- p.Mt., Kauf 1'900'000.- Bezug nach Vereinb.
www.schwizerstrasse35.ch

Sorry, es sind leider alle Einheiten vermietet!



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8413 **Neftenbach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'140'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 880'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
8184 **Bachenbühlach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'000'000.-, Bezug nach Vereinb.
www.ridere-bachenbuelach.ch

Sorry, es sind leider alle Einheiten vermietet!



5 ½ Zi. Maisonette-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis 1'765'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.bellesterrasses.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.duo-dietikon.ch



Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft!

4 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'000'000.-, Bezug nach Vereinb.
www.amena-forch.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis 950'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



4 ½ Zi. Atriumhäuser und 3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2020
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.paradislig.ch



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 495'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.ammuelibach.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.leuberg.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'040'000.-, Bezug ab Winter 2019/20
www.mira-birchwil.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können? Melden Sie sich bei unserem Chef ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.



Nazis

Gibt es sie noch?

Von Roger Köppel

Alle politischen Begriffe sind polemische Begriffe.» Der das sagte, war der berühmte deutsche Staatsrechtler Carl Schmitt (1888–1985), zu Lebzeiten eine Koryphäe der Finsternis, international anerkannt als brillanter Jurist, aber auch ein übler Charakter, Wendehals, katholischer Antisemit und ab 1933 Mitglied der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP), also ein Nazi.

Und wenn wir schon einen so kontaminierten Kronzeugen beiziehen, dann nur deshalb, um eine Frage zu klären, die in den aufgepeitschten Schwarzweissdebatten der Gegenwart die Gemüter massiv zu erhitzen scheint. Gibt es eigentlich noch Nazis? Präziser: Ist es mit Blick auf die aktuellen Konfliktlinien der Politik berechtigt, den Begriff Nazi überhaupt noch zu verwenden?

Hintergrund der Frage ist der omnipräsente Gebrauch des Nazi-Vorwurfs vor allem in Deutschland. Mein Kollege Erik Ebnetter hat in der letzten Ausgabe dargelegt, dass wohl noch nie so oft und so eindringlich vor Nazis gewarnt wurde wie heute. Scheinbar selbstverständlich verwenden Medienleute und Politiker dieses Wort. Wesentliche Teile des deutschen Journalismus scheinen ihre Hauptaufgabe mittlerweile nur noch darin zu sehen, ein grossräumiges Comeback der Nazis zu verhindern.

Nichts gegen Wachsamkeit, nichts gegen Frühwarnsysteme. Und sicher gibt es in Deutschland, aber nicht nur dort, immer noch Leute, Spinner, die sich nach der Hitlerzeit zurücksehnen; die Nazi-Souvenirs horten und in kranken Sehnsüchten schwelgen. Man hört auch von gewalttätigen rechtsextremen Gruppen und Einzelnen, die mit Nazi-Symbolen terrorähnliche Anschläge und Morde verüben. Das alles ist widerwärtig und schrecklich.

Jetzt aber kommt der wesentliche Unterschied: Diese Neonazis sind kein politisches Massenphänomen mehr, sondern ein Problem für den Sicherheitsapparat und die Justiz, eine polizeiliche Herausforderung. Das schmälert nicht die Verwerflichkeit ihrer Taten und Gesinnungen, aber es relativiert die politische Bedeutung. Ihre Verbrechen sind schlimm, keine Frage, aber auch die linksextremen Ausschreitungen am G-20-Gipfel in Hamburg waren schlimm, womöglich schlimmer, aber akzeptierter, denn die Hamburger Regierung hatte die Anti-G-20-Demo «Welcome to Hell» vorgängig sogar genehmigt. Auf solches Be-

hördenverständnis könnten deutsche Rechts-extreme zum Glück nicht zählen.

Die historischen Nationalsozialisten standen für Diktatur, Enteignung, Angriffskrieg, Juden- und Völkermord, homogene, «blutsmässig» definierte «Volksgemeinschaft». Sie standen auf Kriegsfuss mit der Demokratie und dem Rechtsstaat, der Gewaltenteilung und den Freiheitsrechten. Es gibt heute in Deutschland keine relevante politische Strömung und schon gar keine Partei im Bundestag, die auch nur im Entferntesten an diese Traditionen anschliesst.

Die früheren Nazis traten mit einem umfassenden revolutionären Anspruch auf. Sie wollten nicht nur die parlamentarische Demokratie beseitigen, sondern auch die ganze gesellschaftliche Ordnung umbauen. Carl Schmitt stand im Brennpunkt der damaligen Fundamentaldebatten über Staatsform und Verfassung. An seinem Fall zeigt sich, wie harmlos die heutigen innerdeutschen Auseinandersetzungen vergleichsweise sind und wie falsch es ist, sie mit Begriffen aus den dreissiger Jahren zu deuten.

Schmitt hat viel Unsinn geschrieben, aber der eingangs zitierte Satz hat einiges für sich. «Alle politischen Begriffe sind polemische Begriffe»: Damit wollte er sagen, dass politische Begriffe, Positionen und Parteien immer auch aus ihren Bezügen, aus ihrer konkreten Konfliktstellung, aus ihrer Zeit heraus zu verstehen sind.

Wie alles Böse fielen auch die Nationalsozialisten nicht vom Himmel. Sie waren ebenso wenig ein zwingendes Produkt der deutschen Geschichte, wie gelegentlich geraunt wird. Hitlers Vormarsch fand im Ausnahmezustand einer historischen Vierfachkrise statt, die sich für Deutschland verhängnisvoll zusammen-

gebraut hatte, nicht nur durch eigenes Verschulden: demütigender Versailler Friede, Hyperinflation, bürgerkriegsähnliche Zustände im Gefolge von Lenins weltrevolutionären Drohungen aus Moskau. Und als man das Schlimmste überwunden zu haben glaubte, schlug die weltweite Wirtschaftskrise ein.

Wer also heute mit Blick auf das relevante politische Deutschland von Nazis spricht, ver-



Koryphäe der Finsternis: Jurist Schmitt.

harmlos nicht nur die richtigen Nationalsozialisten. Er verkennt zudem die historischen Bedingungen, die zu ihrem Aufstieg und ihrer zeitweiligen Breitenwirkung bei den deutschen Wählern und Eliten führten, wenn auch bei weitem nicht bei allen. Entscheidend ist zudem: Die Nationalsozialisten blieben mit ihrer Art und mit ihrer verbrecherischen Politik immer bezogen auf ihren siamesischen Zwilling und Todfeind, die sowjetischen Internationalsozialisten, die nicht minder mörderisch ihr ideologisches Programm ins Werk setzten. Ohne Lenin kein Hitler.

Nichts von dem, was hier geschrieben wurde, relativiert die Verbrechen der einen oder der anderen Seite. Aber es ist analytisch eben wenig hilfreich, die heutigen politischen Konflikte und Probleme mit Begriffen zu interpretieren, die ihren Sinn aus einer ganz anderen, längst vergangenen und überwundenen Zeit erhalten haben. Wer heute Nazi sagt, hat die deutsche Geschichte nicht verstanden. Oder es geht ihm darum, einer sachlichen Diskussion auszuweichen, Argumentationsfaulheit, um bequemerweise einen politisch Andersdenkenden anzuschwärzen.

«Alle politischen Begriffe sind polemische Begriffe»: Die Analyse Schmitts fällt auf die zurück, die heute selbstgerecht das Unheil der deutschen Geschichte für ihre aktuellen Zwecke ausbeuten.

Und: Wer dauernd vor Gefahren warnt, die es nicht mehr gibt, läuft Gefahr, die wirklichen, die heutigen Bedrohungen von Demokratie und Rechtsstaat in Europa zu übersehen. Gut möglich, dass ausgerechnet jene, die überall Nazis wittern, der Demokratie schaden, indem sie die demokratische Opposition nicht widerlegen, sondern kriminalisieren, ins Gefängnis stecken wollen.

Im Schnitt
einfach
besser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und
individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Männertraum: Loredana. Seite 12

Titelgeschichte

- 16 **Der wahre Zwingli** Wie der Zürcher Reformator wirklich war
- 18 **Glauben** Was ist eigentlich Sünde?

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 **Kommentar** Minderheiten überall
- 10 **Humor** Lehrer Elsener
- 10 **Finanzplatz** Privatbankier auf Abwegen
- 11 **Eilmeldung** Schülerstreiks: Kindersoldaten der Linken
- 12 **Kopf der Woche** Loredana: Kosovos feuchter Traum
- 20 **Essay der Woche** Heimat, fremde Heimat
- 24 **Mörgeli** Eine «regelrechte Wundertüte»
- 24 **Bodenmann** Orbán, Salvini, Strache und Le Pen ist es sauwohl in der EU
- 25 **Medien** Die Party ist vorbei
- 25 **Die Deutschen** Nazis überall
- 39 **Ausland** Bahn frei für neue Nuklearwaffen

Inland

- 30 **Viola Amherd** Departement für das Wallis
- 31 **Bundesratslexikon** Die Ära Blocher



Erbrecht für die moderne Familie: Seite 32

- 32 **Mehr Patchwork, weniger Familie** Umstrittene Reform des Erbrechts
- 34 **EU-Rahmenvertrag** Zum Vorteil der Gentechnologie
- 35 **Fluglärm-Blackout** Gegenrede von Klaus J. Stöhlker

Ausland

- 36 **Zaunkönige und Klagemaurer** Trump-Feinde gegen die Mauer-Pläne
- 38 **Inside Washington** Heckenschützen
- 40 **Professor Brexit bei den Deutschen** Ökonom Patrick Minford im Gespräch
- 46 **Vergessener Gründervater** Serie über die Anfänge der EU (Teil 5)

Wirtschaft & Wissenschaft

- 28 **Frederik Paulsen** Der Pharmaunternehmer wehrt sich
- 22 **Das Feuer brennt** Die Zukunft der Benzin- und Dieselmotoren
- 41 **Fette Zahlen** Der AHV-Steuer-Deal

Literatur-Spezial

- 48 **Zep, Andrea Camilleri, Konrad Falke, Takis Würger, Else Lasker-Schüler, Rolf Hochhuth etc.**

Kultur & Gesellschaft

- 46 **Ikone der Woche** John Simon Ritchie alias Sid Vicious



«In diesem Land sind nur noch die schönen Geschichten Gerüchte.»

Takis Würger: Seite 52

Rubriken

- 9 **Im Auge** Marie Kondo
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Irène Bodenmann-Meli
- 26 **Darf man das?**
- 26 **Leserbriefe**
- 27 **Fragen Sie Dr. M.**
- 58 **Die Bibel** Freiheit und Sicherheit
- 58 **Kino** «The Wife»
- 59 **Knorrs Liste**
- 59 **Jazz** Joachim Kühn
- 62 **Thiel** Was jetzt?
- 62 **Namen** Hauskonzerte mit Buffet
- 62 **Fast verliebt** Feuer und Flamme
- 63 **Unten durch** Rückentraining
- 64 **Wein** Nobles vom Zauberberg
- 64 **Salz & Pfeffer** Hipster-Metzger
- 63 **Auto** Mazda 6 SW S-D 184 AT AWD
- 65 **Mobilität** New Jeep Cherokee Longitude
- 66 **Tamaras Welt** Was wollen Frauen von Männern?

WIR HABEN DEN 4x4. DU HAST DAS ABENTEUER. RAV4 HYBRID.



TOYOTA

ALWAYS A
BETTER WAY



TOYOTA | 0.9% MIT
FOR YOU | FREE SERVICE
LEASING | VOLLGARANTIE
ASSISTANCE

100% 4x4. 100% HYBRID.

ER KENNT **KEINE HINDERNISSE**, WEDER IM HARTEN GELÄNDE NOCH IN INNENSTÄDTEN MIT EMISSIONSBESCHRÄNKUNGEN. ER IST **ROBUST**, HAT BIS **222 PS LEISTUNG** UND FÄHRT BIS ZU **120 KM/H REIN ELEKTRISCH**, OHNE DASS ER JE AN DIE STECKDOSE MUSS. BEREIT FÜR DAS GROSSE ABENTEUER?

NEXT
LEVEL
HYBRID

222 PS LEISTUNG

1000 KM REICHWEITE

RAV4 Hybrid Style 4x4, 2,5 HSD, CHF 50'500.-, 145 kW, Ø Verbr. 5,6 l/100 km, CO₂ 127 g/km, En.-Eff. D, Ø CO₂-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung 30 g/km, Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle 137 g/km. Die Verbrauchswerte beruhen auf einer Schätzung und sind noch nicht homologiert. Stand Januar 2019. **Leasingkonditionen:** Eff. Jahreszins 0,90%, Vollkaskoversicherung obligatorisch, Laufzeit 24 Monate und 10'000 km/Jahr. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung führt. Alle Preisangaben inkl. MwSt. Ein Angebot der MultiLease AG. Vollgarantie, Free Service und Assistance sind gemäss den entsprechenden Toyota Richtlinien und nicht an die Leasinglaufzeit gebunden. Verkaufsfaktionen sind gültig für Vertragsabschlüsse vom 1. Januar 2019 bis 28. Februar 2019 oder bis auf Widerruf.



© fotolia.com



VIP-Reise «Sibirien»

Baikalsee – Perle Sibiriens

Mit einer Fläche von mehr als zehn Millionen Quadratkilometern ist Sibirien grösser als manches Land der Erde – unendlich weit, unvorstellbar kalt, voller Bodenschätze und interessanter Menschen. Lernen Sie die unbekanntere Gegend im nordasiatischen Teil der Russischen Föderation kennen. Ein überwältigendes Naturerlebnis!

Tundra, Taiga, Steppe, arktische Kältewüste: Sibiriens unberührte Natur beeindruckt mit ihren vielfältigen geologischen Besonderheiten. Auf unserer 9-tägigen Exkursion tauchen wir ein in das kulturelle Leben der Bewohner und in ihre Traditionen. Wir entdecken lebendige Ortschaften und geniessen einmalige Momente auf der alten Trasse der Transsibirischen Eisenbahn. Ein Erlebnis, das Ihnen unvergesslich bleiben wird.

1. Tag: Reise nach Sibirien

- Flug von Zürich nach Irkutsk

2. Tag: Irkutsk – die «Hauptstadt» am Baikalsee

- Stadtbesichtigung
- Privatkonzert im Dekabristenmuseum

3. Tag: Zugfahrt auf der Trasse der Transsibirischen Eisenbahn

- Fahrt mit der Baikalbahn auf der alten Trasse
- Zahlreiche Stopps, atemberaubender Blick auf den Baikalsee

4. Tag: Listwjanka und das Holzarchitektur-Museum Talzy

- Spaziergang durch Listwjanka
- Besuch des Freilichtmuseums Talzy
- Abendessen bei einer sibirischen Familie

5. Tag: Das ehemalige Goldgräberdorf Bolschije Koty

- Spaziergang am Baikalsee
- Der Pribaikalski-National-Park
- Mittagessen bei einer sibirischen Familie

6. Tag: Die herrliche Natur auf Olchon

- Überfahrt mit dem Luftkissenboot
- Besichtigung des Inselhauptorts Chuzir

7. Tag: Das schroffe Kap Choboi

- Fahrt auf abenteuerlichen Sandpisten
- Schroffe Steilküsten und lange Sandstrände

8. Tag: Fahrt nach Irkutsk

- Besuch der Markthallen

9. Tag: Rückreise nach Zürich

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise «Sibirien» 5. bis 13. August 2019

Leistungen:

- Flug von Zürich nach Irkutsk und zurück
- Alle Bus- und Schifffahrten während der Reise
- 2 Übernachtungen mit Frühstück in Irkutsk
- 3 Übernachtungen mit Frühstück in Listwjanka
- 2 Übernachtungen mit Frühstück auf Olchon
- 1 Aperitif
- 4 Mittagessen inklusive Mineralwasser und Kaffee/Tee
- 6 Abendessen im Hotel bzw. Restaurant inklusive Mineralwasser und Kaffee/Tee
- Gemeinsames Kochen mit Frühstück und Abendessen bei einer Familie in Listwjanka
- Rundreise laut Programm inklusive aller Eintritte und Fahrten

Preis:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 3850.– p.P. im DZ
Für Nichtabonnenten: Fr. 4150.– p.P. im DZ
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 480.–

Anmeldung:

Buchen Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno

Detailliertes Reiseprogramm: weltwoche.ch/platinclub

www.weltwoche.ch/platinclub

Minderheiten überall

Von Katharina Fontana — Der Bund wollte eigentlich Juden vor Angriffen bewahren. Nun sieht er allenthalben «Minderheiten mit besonderen Schutzbedürfnissen».

Seit jüdische Gemeinschaften in Europa vermehrt islamistische Attacken fürchten müssen, wird auch in der Schweiz darüber diskutiert, welche staatlichen Schutzmassnahmen es für Synagogen und jüdische Schulen braucht und wer dafür zuständig ist – die Kantone oder zusätzlich auch der Bund. Noch vor gut zwei Jahren hatte sich die Landesregierung auf den Standpunkt gestellt, dass der Bund in diesem Bereich nichts verloren habe und die lokale Polizei zum Rechten schauen müsse. Durch politische Vorstösse unter Druck gesetzt, sieht der Bundesrat das inzwischen anders. Vor wenigen Tagen hat er einen Verordnungsentwurf in die Vernehmlassung

Die Landesregierung versteht den Begriff der Minderheit dabei ausgesprochen weit. Darunter fallen schlicht alle «Gruppen von Personen in der Schweiz, die gegenüber dem Rest der Bevölkerung des Landes oder eines Kantons in der Minderzahl sind» und die sich «durch eine gemeinsame Lebensweise, Kultur, Religion, Tradition, Sprache oder eine gleiche sexuelle Orientierung» auszeichnen. Neben den Juden sind damit auch die muslimischen Gemeinschaften gemeint, die man heute eigentlich eher als Gefährder denn als Gefährdete wahrnimmt, zudem die sexuellen Minderheiten, wie Schwule, Lesben, Transmenschen, oder Sinti und Roma. Daneben gibt es noch derart viele Gruppen, die sich von der Mehrheit unterscheiden, dass der Bundesrat der Einfachheit halber aufgeführt, wer nicht als Minderheit gilt und kein Finanzgesuch stellen kann – Berufsgruppen etwa, also Metzger, deren Geschäfte von radikalen Tierschützern zerstört, oder Ärzte, die von Abtreibungsgegnern bedroht werden.

Grosszügig zeigt sich der Bundesrat auch bei der Verwendung der Gelder. So geht es beileibe nicht nur darum, bei der Errichtung von Zäunen, Mauern oder Eingangssicherungen zu helfen oder Geld für Selbstverteidigungskurse auszurichten. Der Bundesrat denkt weit darüber

hinaus und will, dass mit dem Geld auch sensibilisiert wird und breite Bevölkerungskreise über die «Minderheiten mit besonderen Schutzbedürfnissen» informiert werden – als ob es nicht schon genügend Staatsstellen und Lobbys gäbe, die das tun würden.

Übers Ziel hinaus

Dieser Minderheitenwahn ist absurd. Das verständliche Anliegen, die jüdischen Gemeinschaften bei der Finanzierung ihrer hohen Sicherheitskosten zu unterstützen, wird zum Anlass genommen, ein eigentliches perfektionistisches Bürokratiemonster zu schaffen und praktisch alle zu beglücken, die sich auch irgendwie als gefährdete Minderheit fühlen. Damit schießt der Bundesrat weit übers Ziel hinaus. In unserer offenen und durchmischten Gesellschaft lebte es sich kaum je freier und sicherer als jetzt. Die Ausnahme sind die Juden. Davon sollte man nicht ablenken.



Sinnvoller Schutz: Agudas-Achim-Synagoge in Zürich.

geschickt, der eine Mitfinanzierung der Sicherheitskosten ermöglicht.

So weit, so gut. Auch wenn die Kantone für die öffentliche Sicherheit zuständig sind und man Kompetenzen eigentlich nicht vermischen sollte, kann man das finanzielle Engagement des Bundes zugunsten der Juden als ausserordentliche Massnahme für eine ausserordentliche Situation ansehen und deshalb unterstützen – es handelt sich um einen Sonderfall. Doch die Landesregierung lässt es nicht dabei bewenden. Statt sich auf den Schutz der gefährdeten jüdischen Gemeinschaften zu beschränken und, wo nötig, nachzuhelfen, legt der Bundesrat in seiner Verordnung ein umfassendes Sicherheitskonzept für sämtliche «Minderheiten mit besonderen Schutzbedürfnissen» vor. Diese sollen vom Bund auf Gesuch hin Finanzhilfen – vorerst insgesamt eine halbe Million Franken pro Jahr – erhalten.

Magie & Manie



Marie Kondo, Aufräumunternehmerin.

Wem hallt nicht Mamas drohender Imperativ nach: «Auf-räu-men!» In Japan wohnen sie in beengenden Zimmern. Ein Mädchen namens Marie Kondo wurde sogar ohnmächtig, aus Verzweiflung, weil es nicht mehr wusste wohin mit seinem Plunder. Als Marie wieder zu sich kam, hatte sie die shintoistische Erleuchtung: Es kommt nicht aufs Wegschmeissen an, sondern auf das Behalten. Nimm die Dinge in die Hand, und wenn dich dabei ein Wonnegefühl durchströmt, sind sie zu gebrauchen. Nur aus der kleinen Ordnung wächst der grosse Weltfrieden. Marie Kondo, 34, hat darüber einen Leitfaden geschrieben, «Magic Cleaning I: Wie richtiges Aufräumen Ihr Leben verändert», der neun Millionen Nachahmer und -innen fand. Leute mit schlechtem Gewissen.

Momentan läuft bei Netflix die global gehypte Serie zur Methode Kondo, mit der zauberhaften Putzfee Marie als handelnder Missionarin gegen Konsumüberfluss und Sammelwut. Das Glück beginnt mit dem korrekten Falten der Unterwäsche. Viel Platz frisst in aufgeklärten Haushalten das Büchergestell weg, die wandgewordene Vorzeige-Bildungsgeschichte der Insassen, und hier propagiert die Bestsellerautorin einen radikalen Zivilisationsbruch, eine Art Bücherverbrennung im Internetzeitalter. Ihr Rezept gegen den Lektüre-Exhibitionismus: Aus jedem Buch sollst du die Seite oder die Stellen herausreissen, die dich bewegt haben. Die Blätter katalogisieren und in einer Erinnerungschublade verstauen. Den Rest zum Altpapier. Sie selber besitzt gerade dreissig Bücher. Wie hält das ihr Ehemann aus?

Takumi Kawahara brachte früher vom Fussballspielen schmutzige Schuhe nach Hause, aber mittlerweile hätten sie «denselben Groove», sagt sie. Der Bekehrte ist CEO der Familienfirma, Maries Manager, persönlicher Fotograf, TV-Produzent, und er mauert ihr Privatleben ein. Bekannt ist nur: Das Paar hat zwei Mädchen, drei und zwei Jahre alt, die beide schon gerne aufräumen, wie Mama Marie verrät. Wie es bei ihnen aussieht, ist Privatsache. Sie leben in Kalifornien, und da sind Häuser ihrer Einkommensklasse verführerisch gross. Peter Hartmann

Lehrer Elsener

Die neue SRF-Satire-Sendung wäre gut, liesse der Moderator den pädagogischen Teil weg.



Michael Elsener.

Drei Ausgaben hat Michael Elsener mit «Late Update» hinter sich, der Nachfolgesendung von «Giacobbo/Müller» auf SRF. Der Moderator mit den blauen Augen und den goldblonden Engelslocken («ein

feuchter Traum von Adolf Hitler», wie es in der Sendung hiess) musste zuletzt heftige Kritik einstecken. Dabei macht Elsener seine Sache nicht so schlecht. Er nimmt die Aktualität auf, zieht Politiker und Parteien durch den Kakao, als Linker vorzugsweise jene aus dem rechten Parteienspektrum, doch das ist in Ordnung. Auch seine «Aussenreporter», Patti Basler und Renato Kaiser, haben sich bewährt. Klar, der Sendung fehlt eine Band, die Schmiss reinbringen würde; im Vergleich zu den Late-Night-Shows in den USA wirkt «Late Update» etwas steril, doch die haben auch ganz andere finanzielle Mittel zur Verfügung.

Allerdings: Elsener macht einen entscheidenden Fehler, der sich aber leicht eliminieren liesse.

Stets sozialdemokratisch-korrekt

Vor allem deutsche Satiriker pflegen die Unsitte, sich nicht nur über Politiker lustig zu machen, sondern auch Ratschläge zu erteilen. Oliver Welke, Moderator des ZDF-Satire-Formats «heute-show», treibt dies auf die Spitze: Plötzlich wird er ernst und erklärt gänzlich ironiefrei, wie ein politisches Problem zu lösen sei, zum Beispiel die Flüchtlingskrise. Er weiss es immer ganz genau. Diese pädagogischen Einschübe – stets sozialdemokratisch-korrekt – sind sehr deutsch. Auf Schweizer wirken sie eher befremdlich.

Elsener hat sich Welke fatalerweise zum Vorbild genommen. Auch er glaubt, zwischendurch die Satire verlassen zu müssen, um das Publikum zu belehren: Er erklärt, wie der Klimawandel aufzuhalten sei (durch Verbote und Steuern), wie die Demokratie verbessert werden müsste (durch Transparenz bei der Parteienfinanzierung), oder er hält einen länglichen Vortrag über die Gefahr von Algorithmen.

Wird Elsener seinen Hang zur Volksbelehrung wieder los, steht einem Erfolg der Sendung nichts im Weg. *Rico Bandle*

Privatbankier auf Abwegen

Von Thomas Matter — Der Präsident der Schweizer Privatbankiers plädiert für das Rahmenabkommen mit der EU. Mit abstrusen Argumenten.

Im *Tages-Anzeiger* schrieb Yves Mirabaud, Präsident der Vereinigung Schweizerischer Privatbanken: «Ohne Rahmenvertrag wird es uns schlechter gehen.» Diese Folgerung stützt sich auf eine Reihe von Behauptungen, die einem Faktencheck nicht standhalten. Laut Mirabaud haben die bilateralen Verträge der Schweiz grossen Wohlstand gebracht. In Wahrheit wurde der grosse Wohlstand schon früher aufgebaut: Zwischen 1945 und 2001, also vor den EU-Bilateralen, betrug die jährliche Zunahme des Pro-Kopf-Einkommens durchschnittlich zwei Prozent. Seit Inkraftsetzung der Bilateralen I, insbesondere seit der vollen Personenfreizügigkeit (2007), hat sich das Pro-Kopf-Wachstum massiv abgeschwächt.

Die Aussage, die EU mache «inzwischen 62 Prozent» des Aussenhandels aus, ist völlig irreführend. Im Zusammenhang mit dem Rahmenabkommen interessieren aus Schweizer Sicht nur die Exporte. Und diese sind seit 2001 von 64 auf 48 Prozent gesunken. Es handelt sich also um einen negativen Trend. Erstmals seit Bestehen der Eidgenossenschaft exportiert die Schweiz mehrheitlich nicht mehr in den europäischen Raum, sondern in andere Wirtschaftsräume. Und während die Schweiz gegenüber der EU ein Handelsbilanzdefizit von 20,4 Milliarden ausweist, erzielt sie in der übrigen Welt einen deutlichen Überschuss – ohne vergleichbare bilaterale Verträge und ohne ein Rahmenabkommen.

Eigennützige Vorteile

Man solle den «Effekten» der Unionsbürgerschaft «nicht zu viel Gewicht» geben, mahnt der Privatbanken-Präsident. Dabei kann auch er nicht beziffern, welche unkontrollierbare Sozialkosten damit verbunden wären. Wenn Mirabaud von der «Wahrung der direktdemokratischen Prozesse» spricht, hat er eine eigentümliche Demokratieauffassung. Der Souverän muss nämlich künftig gewissermassen mit der Pistole an der Stirn ja sagen, weil sonst Strafmassnahmen drohen. Wo die «Rechtssicherheit» bleibt, wenn die EU die Bilateralen I und alle künftigen Verträge jederzeit ändern kann, bleibt Mirabauds Geheimnis.

Yves Mirabaud setzt die Erhaltung unserer Staatssäulen Unabhängigkeit, direkte Demokratie, Föderalismus und Neutralität einer «Rückkehr ins Heidiland» gleich. Schade, dass viele Wirtschaftsvertreter nur noch auf kurzfristige eigennützige Vorteile achten, statt die Bedeutung unseres eigenständigen, selbstbestimmten Staatswesens für unseren Wohlstand

zu erkennen. Mirabaud redet einer «vermehrten Integration in den EU-Markt» das Wort. Wir wollen uns aber nicht «integrieren», denn die Schweiz ist kein Mitglied des EU-Binnenmarkts. Ansonsten müssten wir selbstverständlich die EU-Regeln übernehmen. Die Schweiz treibt aber auch intensiv Handel etwa mit den USA oder mit China, selbstverständlich, ohne Mitglied jener Binnenmärkte zu sein, die übrigens erheblich grösser sind als die EU. Niemandem käme es in den Sinn, die amerikanischen oder chinesischen Gesetze automatisch ins Schweizer Recht zu überführen. Wir halten uns aber an die entsprechenden Gesetze, wenn wir in diese Märkte exportieren – genau wie sich jene Länder an unsere Gesetze halten, wenn sie Waren bei uns einführen.

Wenn uns die EU dieses Rahmenabkommen aufzwingt, wird sie den Wirtschaftsstandort Schweiz schwächen. Es ist davon auszugehen, dass die Schweiz ohne Zustimmung der EU künftig keine neuen Freihandelsabkommen mit Drittstaaten mehr abschliessen darf. Darum appelliere ich an unsere Wirtschaftselite, ihre staatspolitische Verantwortung wahrzunehmen und unsere Staatssäulen zu bewahren, die den Bürgern Freiheit und Wohlstand gebracht haben.

Thomas Matter ist Präsident der Helvetischen Bank AG und SVP-Nationalrat.



«Rückkehr ins Heidiland»: Bankier Mirabaud.

Kindersoldaten der Linken

Von Alex Baur — Die Schülerstreiks und Demos für das Klima waren von langer Hand geplant. Im Verbund mit linken NGOs ziehen die Jungparteien der SP und der Grünen im Hintergrund die Fäden.



Geballtes Mobilisierungspotenzial: Nadia Kuhn (Mitte mit rotem Schal) demonstriert in Zürich.

Zwar trete ihre Partei an der Klima-Demo «nicht sichtbar» auf, erklärte Maja Haus, Co-Präsidentin der Jungen Grünen, letzte Woche gegenüber SRF. Aber: «Wir haben unsere Mitglieder aufgerufen, in der ganzen Schweiz an diesen Protesten teilzunehmen.» Im Januar habe man bereits hundert neue Mitglieder anwerben können, frohlockte Haus, dreimal mehr als üblich. Welch ein Start ins Wahljahr.

Jonas Kampus, Gymnasiast aus Wetzikon ZH und einer der führenden Köpfe der Klimabewegung, mahnt derzeit Zurückhaltung an. Zwar gehört auch Kampus den Jungen Grünen an. Doch das hängt er nicht an die grosse Glocke. Denn die Streiks und Demos sollen den Anschein eines spontanen, politisch unverdächtigen Aufstandes besorgter Jugendlicher vermitteln.

Doch auffallend viele der Wortführer, die via Medien den Klimafrevel anprangern, gehören den Jungsozialisten (Juso) oder den Jungen Grünen (JG) an. Meistens wird diese Bindung aber verschwiegen oder bestenfalls beiläufig erwähnt. Ob Gianna Strobel (Juso Biel), Lena Merz (JG Luzern), Leo Tinguely (Juso Freiburg), Miriam Rizvi (Juso St. Gallen), Gianna Catrina (JG Graubünden) oder Sandro Covo (Juso Aargau) – wenn die Grünschnäbel mit dem Megafon die Erwachsenen belehren und die klimatische Apokalypse beschwören, meiden sie die Erwähnung politischer Parteien.

Als sich am 30. Dezember 2018 rund 150 Klimaaktivisten in der Reitschule zu Bern trafen, um die nationale Demo vom vergangenen Wochenende zu organisieren, leitete die

21-jährige Nadia Kuhn die Versammlung. Nadia Kuhn ist Co-Präsidentin der Zürcher Juso. Womit nicht unterstellt sei, dass die Klimaaktivisten alle ferngesteuert wären. Ihre Radikalforderungen – Ausrufung des Klimanotstandes, Nullemission bis 2030 – wurden basisdemokratisch beschlossen.

Das ändert nichts daran, dass der Aufstand von unten von langer Hand geplant war, und zwar von Profis. Eine führende Rolle spielte die so genannte Klima-Allianz Schweiz. Es handelt sich dabei um einen Verbund von 78 zum Teil finanzkräftiger und einflussreicher NGOs wie Greenpeace, Brot für alle, Fastenopfer, Public Eye, Solidar Suisse, WWF, VCS, Heks, Helvetas, Myclimate, dem auch die Gewerkschaften und alle Linksparteien angehören.

Wenn man sich das geballte Mobilisierungspotenzial der diskreten Einflüsterer vor Augen hält, erstaunt höchstens, dass am vergangenen Samstag nicht mehr als 30 000 oder – je nach Quelle und ideologischer Schlagseite – 65 000 der 8,5 Millionen Einwohner dieses Landes auf der Strasse protestierten. Jede mittelprächtige Flugschau mobilisiert mehr Menschen (aber natürlich nicht so viele Journalisten).

Der Einsatz von Kindersoldaten im Kreuzzug gegen den drohenden klimatischen Weltuntergang wurde im Ausland bereits ausgiebig

erprobt. Die Ikone dieser Bewegung ist der schwedische Teenager Greta Thunberg, Star-gast bei der Uno-Klimakonferenz in Kattowitz. Mit ihrem Motto «Ich will, dass ihr in Panik geratet» stahl sie beim Weltwirtschaftsforum in Davos den angereisten Wirtschafts- und Politgrössen die Show. Eine von den Juso organisierte und von der nicht mehr ganz so jungen Jungsozialistin Tamara Funicello angeführte Demo (Motto: «System change, not climate change») stimmte in Davos schon mal auf das ein, was noch kommen würde.

Die Parteien und NGOs bestreiten zwar, dass sie direkt Einfluss auf die Klimajugend nehmen. Wie Juso-Klima-Aktivist Jonas Kampus dem *Tages-Anzeiger* anvertraute, begnügen sich die etablierten Kräfte damit, die Aktionen mit Aufrufen auf ihren Websites, logistischem Support und einem gelegentlichen Zustupf aus der Spesenkasse zu unterstützen. Mehr ist für einen Schulstreik oder eine Demo allerdings auch nicht nötig. Das Protestieren muss man den meisten Teenagern nicht beibringen.

Politik an der Schule

Tatsache ist, dass die Klimawarner in den Schulen schon lange still, aber effizient Einfluss nehmen. Federführend ist in dieser Disziplin die via Klimaabgabe auf Flugtickets auch indirekt mit Steuergeldern finanzierte NGO Myclimate. Allein letztes Jahr wies Myclimate im Budget 1,59 Millionen Franken für «Klimabildung» aus. Damit drillte die NGO gemäss eigenen Angaben 24 002 Schüler/-innen zu «Klimapionieren». Professionelle Klimaprediger von Myclimate schwärmen Tag für Tag in die Volksschulen aus. Mit sogenannten Impulslektionen führen sie schon Kindergärtnern den Frevel vor Augen, den ihre Eltern am Klima begehen und begangen haben.

Richtig politisch wird es dann im Gymnasium. So wandte sich etwa eine Aktionsgruppe der Kantonsschule Zürcher Oberland unter der

Leitung von Geschichtslehrer Daniel Wieden Keller im vergangenen Dezember via Mail an alle «Parlamentarier*innen des Kantons Zürich» mit dem Betreff: «Klimazusammenbruch bedroht elementare Menschenrechte und CO₂-Gesetz». Die unfrohe Botschaft endete mit einer unverhohlenen Drohung: «Und denken Sie daran: Viele von uns werden nächstes Jahr zum ersten Mal wählen – und wir sind gut vernetzt...»

Zu den Klima-Aktivisten um Lehrer Wieden Keller gehört übrigens auch der bereits erwähnte Juso-Politiker Jonas Kampus. Man stelle sich vor, die Junge SVP würde zusammen mit einem Lehrer einen derartigen Aufruf gegen die Überfremdung lancieren. Eine Debatte über den Missbrauch von Schülern zu politischen Zwecken wäre garantiert.



Gymnasiast Kampus.

Kosovos feuchter Traum

Von Michael Bahnerth — Eine Schweizerin mit albanischen Wurzeln gilt gerade als die erfolgreichste Deutschrapperin. Ihre vier Songs brachten es auf 76 Millionen Streams. Eine Annäherung an den Bum-Bum-Beat der 23-jährigen Loredana.

Die Geschichte beginnt im Kosovo, in der 40 000-Seelen-Stadt Ferizaj. Gramoz Aliu ist eine dieser Seelen, eine geplagte, die Familie ist arm, es ist das Jahr 2010 wahrscheinlich, da ist er fünfzehn, und er überlegt sich, ob er Drogen verkaufen soll, um in die Nähe seiner Träume zu kommen. Wahrscheinlich träumt er den üblichen albanischen Männertraum, in dem ein fetter Mercedes mit einer geilen Braut auf dem Beifahrersitz durch die Welt der Reichen fährt, den Kofferraum voller Geld.

Gramoz' grosser Bruder ist Musiker, wird gerade ein wenig bekannt in seiner Heimat, ein bisschen Geld kommt rein, und Gramoz denkt, mit Musik kannste mehr Geld machen als mit Drogen. Er nennt sich fortan Mozzik, rappt ein wenig rum, hat 2014 seinen ersten Hit und ein paar Wochen später seinen ersten Mercedes. Man weiss es nicht genau, da sind keine grossen Interviews von ihm, keine Artikel, oder wenn, dann nur in Albanien, wo er Rap für Rap etwas mehr zum Star wird. Ein bisschen Deutsch spricht er, seine Eltern sind 1993 nach Deutschland ausgewandert, aber dann offenbar wieder zurückgekehrt. Irgendwann lernt er Loredana kennen, ein Mädchen aus Emmenbrücke, dessen Eltern aus dem Kosovo stammen. Sie werden ein Paar, und heute sind sie eines der erfolgreichsten Rapper-Ehepaare der Welt.

Kälte in einem Trainingsanzug

Loredana ist 23 Jahre alt, und ihr Gesicht ist ein eklektisches: Ihre Augenbrauen sind fett wie jene des Topmodels Cara Delevingne, ihre Nase sieht aus wie die von Kim Kardashian, und ihr Mund ist Daisy Duck. Sie ist Influencerin, das heisst, sie bewegt sich stets voll geschminkt und gestylt durch die Welt und filmt und fotografiert sich dabei ununterbrochen, postet das dann auf Instagram, wo es sich kleine Mädchen angucken, die denken, wenn ich nicht so bin und das Gleiche mag wie Lore-



Highlight für Kulturpessimisten: Youtube-Star Loredana.

dana, dann bin ich im falschen Film. Loredana hat bald eine halbe Million Follower, das bringt Geld, dann eine Million, das bringt noch mehr Geld.

Der Song ist ein bisschen Grössenwahn, ein wenig Weltschmerz und viel First-World-Problems.

Dann kam der 15. Juni 2018, es war ein Freitag und wie jedes Jahr der «Tag der Macht des Lächelns», und Loredana eröffnete einen Youtube-Kanal, auf den sie ihren ersten Song hochlud, der ein bisschen von ihr und viel von anderen produziert wurde: «Sonnenbrille».

Der Song ist ein bisschen Grössenwahn, ein wenig Weltschmerz und reichlich First World Problems, so die übliche Bandbreite an Problemen von heutigen Jugendlichen halt, denen das Klima egal ist.

Der Refrain geht so: «Die Sonnenbrille schützt meine Identität (hah). Sie fragen mich, woher sie ist, von Fendi, ey (ja, ja). Die Hände voller Cash, kann nicht ans Handy geh'n (nein, nein). Mein Leben so gefickt, ich kann kein Ende seh'n.»

Albaner-Insignien

Der Song war natürlich einer der besten Ficks in Loredanas Leben. Dreissig Millionen Mal wurde er inzwischen gestreamt, und Loredana ist in dieser virtuellen Welt ein realer Star. Schwer zu sagen, weshalb dreissig Millionen Menschen sich so was anhören. Die Stimme ist Autotune-optimiert, das heisst, vom Computer manipuliert, der Text ist banal und Loredana lispelt die ganze Zeit. Da ist keine Lyrik, was den Deutschrap mal auszeichnete, da ist keine Intelligenz in den Zeilen, das Ganze ist Kälte in einem Trainingsanzug. Eine ganze junge Generation aus dem Kosovo, den Stadträndern der Schweiz und den Plattenbauten Deutschlands ist dennoch und irgendwie von den Socken und läuft nur noch

mit Sonnenbrillen rum.

Schwanger ist sie zu dem Zeitpunkt auch, von Mozzik, der angefangen hat, in einer albanischen Variation von Hochdeutsch zu singen und im deutschsprachigen Raum gerade zum Rap-Star wird. Er hat ein eigenes Label gegründet, schon länger, das 2 Euro Gang, weil er nur zwei Euro hatte. Ende Jahr, kurz bevor er Vater wurde, brachte er den Song «Nana», Mutter, raus und erzählte, wie das so lief mit dem Geld: «Mit zwei Euro wurden es zwei Millionen!»

Im September beschert das Rapper-Pärchen der Welt einen ersten gemeinsamen Song: «Bonnie & Clyde». Er klingt auch nicht gross anders als «Sonnenbrille», aber dafür ist das

Video ein Highlight für Kulturpessimisten. Man sieht die beiden mit all den klischierten Insignien, mit denen Albaner sich gerne schmücken: Knarren, Kohle und 'ner coolen Karre. Es fehlte nur noch der geile Köter, aber der Pitbull kam dann im nächsten Video. Der Text war irgendwie «Du bist Bonnie, ich bin Clyde, Million-Dollar-Smile, ich bin eine Diva, kann auch anders sein, mach mir nicht auf Dealer, wir fahr'n durch die City im Mercedes-Benz, Sonnenbrille auf, weil mich jetzt jeder kennt...» Und so weiter. Mozzik sang in seiner Muttersprache. 37 Millionen Streams.

Letzten Herbst gab Loredana einem albanischen Sender ein Interview. Sie sass da im Trainingsanzug, rote Lippen, schwarzes Oberteil, weisse Hose, Turnschuhe, die Beine so weit gespreizt wie ein Albaner, der Probleme hat mit seiner Männlichkeit, aber das lag vermutlich daran, dass sie ihre Schwangerschaft verstecken wollte. Sie lächelte ein wenig, schmollte ein wenig und gab sich grosszügig bescheiden, und ihre üppigen Lippen wurden erst etwas verkniffen kleiner, als der Moderator Kommentare von einer albanischen Community einspielte, die waren wie Messerstiche. Sie sei, meinten die Hardcore-Albaner, keine richtige Frau, so im Trainingsanzug, sie sehe ja aus wie ein Junge, und ihr Albanisch sei wirklich schlecht. Loredana sah ganz kurz aus, als ob sie jemanden erschiessen möchte, lächelte dann, so kalt es ging, und antwortete, es sei ihr egal, wenn sie wie ein Junge aussehen würde, weil ihre Familie und ihr Mann, und das sei das Wichtigste, wüssten ja, dass sie eine Frau sei.

Es gab natürlich auch Albaner, die ihr zu Füssen lagen, sie vergötterten und in ihr die Königin sahen, die ihr Land retten würde, dieses Land des Doppeladlers, das stets schwingt



«Milliondollar\$mile»: mit Gatte Mozzik.



Kommentare wie Messerstiche: mit Tochter Hana.

zwischen unterdrückten Minderwertigkeitskomplexen und gelebtem Grössenwahn und für alle Kosovaren, die anderswo geboren wurden oder das Land als Kinder verlassen mussten, viel grösser zu sein scheint, als es tatsächlich ist. Und weil Albaner im Ausland keinen leichten Stand haben, weil man sie stets an

Sie sei, meinten die Hardcore-Albaner, keine richtige Frau, so im Trainingsanzug, sie sehe ja aus wie ein Junge.

jenen ewig Unterschichtigen misst, die zu fünft in einem schwarzen Mercedes durch die Gegend fahren, flache Hinterköpfe haben und Sätze sagen, die so simpel sind wie eine Glatze. Die denken, sie seien die Coolsten der Welt, die Mädchen würden nur auf sie warten und dass ein Messer mehr sagt als tausend Worte.

Es ist nicht ganz klar, wo Loredana und Mozzik wohnen, in der Schweiz oder im Kosovo. Ihre Tochter, die am 18. Dezember auf die Welt kam, sei, so postete Loredana, oft bei Verwandten im Kosovo, das sollen sieben Brüder und zwei Schwestern sein, weil sie und ihr Mann grad so viel um die Ohren hätten. Was stimmt. Die beiden bringen gerade in jenem Tempo Songs auf den Markt, in dem Hühner Eier legen. Loredana rappte Ende Jahr «Milliondollar\$mile» auf dem Luzerner Weihnachtsmarkt: «Ich hab' 'n Million-Million-Dollar-Smile. Das Geld, die Roli, alles meins. Die Geschäfte laufen von allein...» Es bleibt unklar, ob das ganze Rumgerappe und das Tamtam um eine Rolex einfach nur jene Traurigkeit eines Menschen ist, der merkt, dass eine Rolex nicht glücklich macht und dass diese Botschaft ein Weckruf für die Bescheuerten ihrer Lands-

leute sein soll, mal aufzuhören mit diesem Auto-Kohle-Knarre-Köter-Kack-Ding.

Der vorläufige Höhepunkt im Höhenflug von Loredana und Mozzik war der 1. Februar, also vor ein paar Tagen, als sie mit dem Song «Romeo & Juliet» einen Rekord brachen; fünf Millionen Streams aus dem Nichts sozusagen: «Ey, Juliet, Juliet, ich bin Romeo. Du bist Gangster, doch süss, wie ein Oreo. Ey, Juliet, Juliet, unë jam Romeo... Alles, was ich will, ist nur mit dir sein. Was die andern machen, interessiert kein'n. Alle abgefickt, aber wir schein'n. Kann das nicht erklär'n hier in vier Zeil'n (haha). Immer unterwegs, folg' dir bis nach Hongkong. Lass mich nicht allein, bitte Baby, komm schon. Fendi oder Louis kaufst du mir in London...» Und so weiter.

«Ich bin Barbie, du bist Ken»

Das ist noch nicht das Ende der Geschichte von Loredana und Mozzik, von Bonnie und Clyde und Romeo und Julia. Wahrscheinlich kommen noch Adam und Eva und Ken und Barbie. Und Ken und Barbie dürften dann so klingen: «Ich bin Barbie, du bist Ken. Wir haben keinen Bock, uns zu schäm'. Die Welt ist unser Puppenhaus, wir leben geil in Saus und Braus. Ich bin Ken, du bist Barbie. Zusammen sind wir auf Safari in dieser Welt, die wir kaufen mit unserem Geld.»

Jetzt bestellen:
Checkliste Pensionierung
vzch.com/checkliste

Pensionierung

- AHV
Wie hoch ist mein Anspruch?
- Pensionskasse
Rente, Kapital, Kombination?
- Hypothek
Soll ich amortisieren?

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ zahlt sich aus. Überzeugen Sie sich selbst.

VZ VermögensZentrum

Aarau | Basel | Bern | Chur | Fribourg | Genève | Lausanne | Lugano
Luzern | Neuchâtel | Schaffhausen | Solothurn | St. Gallen | Zug | Zürich

www.vermoegenszentrum.ch

Personenkontrolle

Maurer, Brechbühl, Berset, Schwerzmann, Leuthard, Burkhalter, Holenstein, Keller-Sutter, Amherd, Infantino, Macron, Blatter, Rübel, Bercow, Iwanowitsch, Wermuth

Ueli Maurer, oberster Personalchef im Bund, kann sich auf seine Angestellten verlassen. Das zeigt die Personalbefragung 2018. Der Stolz, beim Bund zu arbeiten, liegt auf einer Skala von 0 bis 100 bei einem Wert von 76, noch höher ist die Bereitschaft der Mitarbeiter, überdurchschnittliche Leistungen zu erbringen und dem Arbeitgeber auf absehbare Zeit die Treue zu halten. Die eigene körperliche und psychische Gesundheit wird von den Bundesangestellten fast schon als glänzend eingeschätzt. Dagegen lassen die beruflichen Perspektiven in der Bundesverwaltung mit 63 Punkten etwas zu wünschen übrig. Und auch die oberste Leitung erhält von den Mitarbeitern bloss mittelprächtige Noten: Die Aussage, dass die Chefs die dringlichen Probleme angehen, kommt nur auf 59 Punkte. (fon)

Jürg Brechbühl, Papa Moll der Bundesverwaltung, hat alle aufgeschreckt. Der Direktor des Bundesamts für Sozialversicherung (BSV) hat am Dienstag völlig überraschend seinen Rücktritt angekündigt – nur zwei Jahre vor dem Erreichen des ordentlichen Pensionsalters. Der behäbig wirkende Brechbühl gilt als Arbeitstier und wird bis weit in die bürgerlichen Reihen respektiert – weil er stets inhaltlich und nicht politisch argumentiert. Umso mehr schiessen in Bern die Gerüchte ins Kraut: Ist der Spitzenbeamte seinem Vorgesetzten, SP-Bundesrat Alain Berset (SP), ins Gehege gekommen? Dies sei nicht der Fall, heisst es im Departement. Brechbühl wolle in den kommenden Jahren bloss beruflich etwas kürzer treten, also ein bisschen mehr Papa Moll und weniger Arbeitstier. (hmo)

Marcel Schwerzmann, Herr des staatlichen Gebens und Nehmens, hat als Luzerner Finanzdirektor 105 000 Franken an die letztjährige Zusammenkunft von rund 200 kantonalen Steuerbeamten bezahlt. Sein Kanton hat turnusgemäss die Schweizerische Steuerkonferenz (SSK) ausgerichtet. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 185 000 Franken – 80 000 Franken wurden von anderen Kantonen aufgebracht. Gegenüber der *Zentralschweiz am Sonntag* verteidigte Schwerzmann die teure zweitägige Konferenz. Es habe sich um das



Mehr Papa Moll: Amtschef Brechbühl.



Geben und Nehmen: Finanzdirektor Schwerzmann.



Labour und Sex entdeckt: Speaker Bercow.



Bonjour Paris: Fifa-Präsident Infantino.

100-Jahr-Jubiläum der SSK gehandelt. «Ich bin der Meinung, dass ein wichtiger öffentlicher Verband wie die SSK sein 100-Jahr-Jubiläum würdig begehen darf.» Ob die Steuervögte bei ihrem Galadiner im Fünfsternehaus «Schweizerhof» wenigstens auf ihre Gastgeber, die Steuerzahlerinnen und Steuerzahler, angestossen haben, ist nicht überliefert. (fsc)

Doris Leuthard, Globetrotterin, meldet sich ab. Die ehemalige CVP-Bundesrätin will in den kommenden Wochen mit Sack und Pack und Gatte zuerst Neuseeland und dann Australien ausführlich bereisen. Denn: Anders als ihr früherer Ratskollege von der FDP, der ehemalige Aussenminister Didier Burkhalter, der mit dem Bundesratsjet zu Arbeitsbesuchen ans Ende der Welt flog, also nach Australien, Neuseeland und auf die Südseeinsel Vanuatu, schaffte es die sonst ebenfalls reisefreudige CVP-Politikerin in ihrer Funktion als Infrastrukturministerin nie ganz so weit. Das will sie dem Vernehmen nach nun nachholen. Eines kann man jetzt schon vorwegnehmen: Falls die Alt-Bundesrätin wegen der Zeitverschie-



Schäfchen zählen: Doris Leuthard.

bung in Neuseeland unter Schlafstörungen leidet, kann sie schlimmstenfalls Schäfchen zählen. Solche hat es im Land der Maori fast mehr als Einwohner und Touristen. (hmo)

Stefan Holenstein, Scharfschütze, will die von der EU verlangte Verschärfung des Waffenrechts abschliessen. Die Schweizer Offiziersgesellschaft, der Holenstein als Präsident vorsteht, hat vor einigen Tagen einstimmig die Nein-Parole für die Abstimmung vom 19. Mai beschlossen. Damit sind die Offiziere den Bundesrätinnen Karin Keller-Sutter (FDP), verantwortlich für das Dossier Waffenrecht, und Viola Amherd (CVP), gewissermassen ihre Dienstherrin, von der Fahne gegangen, deren Parteien wie auch der Bundesrat die Vorlage unterstützen. Jetzt darf man gespannt sein auf die Zielgenauigkeit der Offiziere. (fsc)

Gianni Infantino, Exporteur, will aus der helvetischen Enge ausbrechen und die Zentrale des Weltfußballs nach Paris verlagern. Im Elysée traf sich der Fifa-Präsident zu Gesprächen mit dem französischen Staatspräsi-

dentem **Emmanuel Macron**, wie der Umzug am besten zu orchestrieren sei. Zwar kam aus der Kommunikationsabteilung der Fifa ein Dementi. Doch wer das Handlungsschema von Infantino studiert, kann nur zu einem Schluss kommen: Die Bananenschachteln stehen schon bereit. Denn letztlich geht es Infantino seit seinem Amtsantritt vor allem darum, alles Bewährte auf den Kopf zu stellen, Personal und Organisation radikal zu erneuern – und die Spuren seines Vorgängers **Sepp Blatter** zu verwischen. Seit 1932 amtiert Zürich als Fussball-Hauptstadt. Geht diese Ära zu Ende, wäre dies imagemässig und wirtschaftlich ein grosser Verlust. Der Chef einer anderen Institution würde sich darüber aber freuen: **Alex Rübel**, der scheidende Direktor des Zürcher Zoos, könnte auf dem Grund des bisherigen Fifa-Hauptsitzes ein letztes Projekt umsetzen: die Vergrösserung des Affenhauses. (tre)

John Bercow, neuer Held der Brexit-Gegner, war nicht immer glühender Europäer. Als konservativer Abgeordneter in den 90er Jahren echauffierte sich der heutige Speaker des britischen Unterhauses sogar über die «ekelhaften und vulgären» Socken in EU-Farben, die ein Labour-Abgeordneter trug: Ihr «Geruch ist nichts gegen den Gestank des europäischen Föderalismus», wütete Bercow. Seine Meinung änderte sich, als er seine Frau traf, die einen Kopf grösser und glühende Labour-Sympathisantin war. Ein alter Tory-Freund seufzte: «Das Problem mit John ist, dass er zur selben Zeit Sex und die Labour Party entdeckt hat.» (ky)

Iwan Iwanowitsch, sprichwörtlicher Durchschnittsrusse, ist verbal reicher geworden. Seit kurzem verfügt er über ein Wort, das knapp und präzise eine Situation beschreibt, die bisher umständlich umschrieben werden musste: Da sitzt jemand, der zum x-ten Male sagt, dass er wirklich gehen werde – und sich dennoch nicht von der Stelle rührt. Jetzt aber gibt es *breksit*. Ursprünglich als Scherz gedacht, findet der Ausdruck rasch Eingang in die Umgangssprache. Abgeleitet vom britischen «Brexit», ist das Verb nicht nur praktisch. Es lässt sich auch toll konjugieren: *Ja brekschu, tij breksisch, on breksit*. Ginge das nicht auch auf Deutsch? Ich *brexe*, du *brexitierst*? (ky)

Cédric Wermuth, Trittbrettfahrer, springt öffentlichkeitswirksam auf den Klimademonstrationszug auf. «Wir jungen Nationalrätinnen und Nationalräte werden uns nicht mehr von der Öl-Lobby bremsen lassen. Unterstützt du uns dabei?», fragt er in seinem elektronischen Newsletter. Eine ernsthafte Frage ist das allerdings nicht. Man kann nur «ja» drücken, eine abweichende Meinung ist nicht vorgesehen. Hat da jemand «gelenkte Demokratie» gesagt? (gut)

Nachruf



34 Schwünge: Vorkämpferin Bodenmann-Meli.

Irène Bodenmann-Meli (1962–2019) — Das Restaurant «Sternen» in Veltheim, Winterthur, war ein typischer Quartiertreff. Die Gäste kannten sich beim Vornamen, die Menükarte bürgte für gutschweizerische Qualität, die Wirtin stand selber in der Küche, das Servicepersonal machte aus seinem Herzen keine Mördergrube und konnte schon mal etwas knurrig sein.

Statt Event-Gastronomie gab es im «Sternen» eine der besten Metzgeten weit und breit. In der gemütlichen Stube waren die freien Plätze rarer als auf den Tribünen des FC Winterthur. Die Frau, die für Qualität und Atmosphäre garantierte, war Irène Bodenmann-Meli. Mit ihrem hemdsärmeligen Charme und ihrer herzlichen Direktheit prägte sie den Betrieb seit 2003. Für die Schüler der benachbarten Sekundarschule organisierte sie einen Mittagstisch. Als alleinerziehende Mutter wusste sie ganz genau, wie schwierig es für arbeitstätige Eltern sein kann, ihrem Nachwuchs einen guten Platz zum Essen zu finden.

Bodenmann-Meli war eine Vollblut-Gastgeberin. Aber sie war auch eine Vorkämpferin für die Chancengleichheit der Geschlechter – auf dem wohl härtesten Terrain überhaupt: im Sägemehl der schwingenden Traditionalisten. Ihr Vater Karl Meli gehörte zu den Giganten des Nationalspiels: mit 61 Kranzfestsiegen, 110 weiteren Festsiegen, 2 Königstiteln und sagenhaften 9 eidgenössischen Kränzen. Der Mann, der behauptete, seine Urkräfte aus einem Geheimtrunk (mit Weisswein, Eiern, Zucker und Schnaps) zu schöpfen,

infizierte seine Tochter früh mit dem Schwinger-Virus. Irène wuchs sozusagen am Sägemehl-Ring auf.

Trotz (oder wegen) der erblichen Vorbelastung hatte sie aber mit erheblichen Widerständen zu kämpfen. «Mein Vater fand Frauenschwingen keine gute Sache. Deshalb habe ich lange gezögert, bis ich selber ins Sägemehl stieg», sagte sie später. Auch ihr Vater, der 2012 mit 74 Jahren starb, wollte nichts schönreden: «Ja, das stimmt. Ich war ein Gegner des Frauenschwingens. Das war man damals nicht gewohnt.»

Die Tochter ging trotzdem ihren sportlichen Weg. Sie gewann neunzehn Kränze und absolvierte als einzige Frau die Ausbildung zur Jugend- und Sport-Expertin für Schwingen. Zu ihrem technischen Repertoire gehörten 34 Schwünge. Wobei ihr Vater darüber leicht amüsiert die Stirn runzelte: «Das kann doch gar nicht sein. 34 Schwünge beherrscht niemand.»

Irène Bodenmann-Meli verschrieb ihr Leben dem Schwingen. Im Obergeschoss des «Sternen» richtete sie das «Schwinger-Museum» ein – eine liebevoll gepflegte Sammlung aus Preisen, Memorabilien und Dokumenten aus der Karriere ihres Vaters und der gesamtheitlichen Geschichte des Nationalspiels. Als eine der ganz wenigen Vertreterinnen des Frauenschwingens genoss sie auch bei den Gralshütern des Eidgenössischen Schwingerverbands grossen Respekt. Sie war Präsidentin des Frauenschwingclubs Zürich, Kampfrichterin, TK-Chefin des nationalen Verbands und Integrationsfigur im ganzen Land: «Schwingen war ihr Leben», sagt Benjamin Beyeler, der Präsident des Eidgenössischen Frauenschwingverbands.

2015 begann der härteste Kampf im Leben von Irène Bodenmann-Meli, ein Kampf, den sie nicht gewinnen konnte: gegen den Lungenkrebs. Solange sie die Kraft aufbrachte, führte sie den «Sternen» weiter. Sie tat es mit Zuversicht, Kampfgeist und Humor. Die Krankheit bezeichnete sie als ihr «Haustier». Im vergangenen Sommer wurde ihr die Belastung zu viel. Sie musste ihr Restaurant schliessen. Das Inventar versteigerte sie zugunsten des «Turmhauses» in Winterthur, eines Begegnungszentrums für Krebskranke. Als Kampagnenbotschafterin warb sie zusammen mit ihrem Sohn auf Plakaten für die Krebsliga. Ihr letzter Wunsch war es, nicht im Spital zu sterben. Er sollte ihr erfüllt werden. Am 31. Januar schloss Irène Bodenmann-Meli im Kreis ihrer Liebsten die Augen für immer. *Thomas Renggli*

Der wahre Zwingli

Von Christoph Mörgeli — Huldrych Zwingli (1484–1531) war anders als der gegenwärtige Titelheld im Kino. Was machte den Zürcher Reformator aus?

Ums Jahr 1830 traf ein Student den Theologieprofessor Johannes Schulthess, der sich über Originale von alten Zwingli-Briefen beugte. Auf dem Tisch brannte ein Talglicht. Schulthess hielt ebenjenes Schreiben aus Einsiedeln in den Händen, in dem der junge Zwingli dem Chorherrn Utinger eine sittliche Verfehlung eingestand. «Sie kennen den Inhalt dieses Briefes», bemerkte Schulthess zu seinem Schüler, indem er das Blatt der Flamme näherte. «Was meinen Sie? Ausser Ihnen und mir kennt heute niemand diesen Brief; zu keiner Zeit könnte mehr an unserem Reformator ein Makel gefunden werden.» Er hielt einen Augenblick inne. Dann, mit einem Ruck, legte Professor Schulthess den Brief wieder zu den übrigen: «Nein, der Protestantismus ist die Wahrheit, Wahrheit unter allen Umständen.»

So wissen wir Nachgeborenen auch heute noch, was Huldrych Zwingli dem Heinrich Utinger am 5. Dezember 1518 anvertraut hatte. Kurz vor Zwinglis Berufung nach Zürich machten dort nämlich Gerüchte die Runde, er habe die jungfräuliche Tochter eines Einsiedler Bürgers geschändet. Zwingli widersprach diesem «falschen Geschwätz» heftig, gab aber rückhaltlos offen zu, dass er in Einsiedeln unerlaubte Beziehungen zu Frauen gepflegt habe – trotz seinem nun schon drei Jahre alten Vorsatz, keine Frau mehr zu berühren. «Aber es ist nicht gut gelungen.» In Einsiedeln hätten ihn manche verführen wollen. «Ach, da bin ich gefallen und dem Hunde gleich geworden!» Doch habe er niemals mit einer Ehefrau geschlafen, nie eine Jungfrau entehrt und nie eine Nonne entweiht. Auch sei er nicht «mit zunehmendem Alter wie ein Esel geiler geworden». Schon in Glarus habe das strenge Bücherstudium seine sexuelle Begierde nicht ganz besiegt, wobei er «es so im Geheimen tat», dass selbst seine «nächsten Bekannten kaum etwas davon merkten».

Die fragliche Tochter eines Einsiedler Barbiers sei «am Tag Jungfrau und des Nachts Weib». Mit diesem und jenem Manne habe sie es schon getrieben, so Zwingli: «Schliesslich litt sie auch mich.» Nun sei es so weit gekommen, dass sie schwanger von ihm sei. Und nun würden die dortigen Sittenrichter wieder eine Jungfernschaft zusammenflicken, «nur dazu, um mir die Schuld der Schändung in die Schu-

he zu schieben». Jetzt weile diese Person in Zürich und erwarte ihre Niederkunft. Zwar sei nicht zu befürchten, dass ihn solche Anfechtungen weiterhin quälen würden. «Doch schwöre ich nicht, da ich wohl weiss, dass ich von Schwachheit umgeben bin.» Ein bisschen spöttelnd schrieb der humanistisch gebildete Geistliche. Und dennoch etwas unsicher. Doch die Offenheit, mit der Zwingli seine Schwächen einräumte, machte in Zürich Eindruck. Man wählte ihn zum Leutpriester, sein Briefpartner Heinrich Utinger wurde ihm zum lebenslangen Anhänger und Freund.

Zeitgeist führt Regie

Dem pruden Moralismus des 19. Jahrhunderts und einem idealisierten Zwingli-Bild wäre ein



Gemüthlicher Plauderton: Zwingli (Max Simonischek).

entscheidender Brief also beinahe zum Opfer gefallen. Zu jeder Zeit konstruierten sich die Anhänger – und erst recht die noch zahlreicheren Gegner – ihren eigenen Reformator. Zwinglis überaus fähiger Nachfolger Heinrich Bullinger liess kein Stäubchen auf ihn kommen. Das orthodoxe Zeitalter des 17. und 18. Jahrhunderts sah Zwingli als Dogmatiker und Propheten, der die reine Lehre wiederhergestellt und vom Aberglauben gesäubert habe. Im Stübchen von Gottfried Kellers Romanhelden, dem freiheitsliebenden Schneidermeister Hediger, hängt das Bildnis Zwinglis neben jenen von Christoph Kolumbus, Ulrich von Hut-

ten, George Washington und Maximilien de Robespierre. Im liberalen Bundesstaat wurde Zwingli zum Schweizer Patrioten, der bis heute als ehernes Denkmal mit Bibel und Schwert vor der Zürcher Wasserkirche erstarrt. Selbst die Rolle des Führers einer Volksgemeinschaft blieb ihm in den autoritätsgläubigen dreissiger und vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts nicht erspart.

Die Art und Weise, wie Zeitgenossen historische Vorgänge beurteilen, sagt jeweils mehr über den gegenwärtigen Zeitgeist aus als über die Geschichte selber. So verhält es sich auch mit dem derzeitigen Spielfilm «Zwingli».

«Ach, da bin ich gefallen und dem Hunde gleich geworden!»

Über hunderttausend Zuschauer sind bislang in die Deutschschweizer Kinos geströmt, speziell im Grossraum Zürich. Der Hunger nach Stoffen der Schweizer Geschichte scheint viel grösser als gemeinhin vermutet. Viel Geld, guter Wille und echte Leistung wurde ins historische Detail, die Draperie von Kostümen und die Animation des seinerzeitigen Stadtbildes gesteckt. Während der Film in seiner unaufgeregten Erzählweise der älteren Generation zusagt, klagt das jüngere Publikum über eine gewisse Langeweile. Manche Schauspieler agieren seltsam ungenau bis hölzern, ihre Dialoge und Emotionen wirken zuweilen allzu angelernt. Wirklich ausdrucksstarke, tiefgründige Mimen wie Ueli Jäggi in der Nebenrolle des Konstanzers Bischofs bleiben die Ausnahme.

Dabei spielt der Stoff in einer Zeit eines gewaltigen innerlichen und äusserlichen Umbruchs. Ein seit Jahrhunderten festgefügtes Weltbild wurde durch eine radikal neue Sicht umgestürzt. Die prahlerische Verschwendungssucht, die zügellosen Ausschreitungen einer dank Burgunderkriegen und Solddienst reich gewordenen Oberschicht prallten zusammen mit der unerbittlichen Forderung nach Einfachheit und Sittenstrenge. Von diesen enormen Spannungen ist im Film wenig zu spüren. Die Akteure unterhalten sich in gemüthlichem Plauderton. Max Simonischek gibt den Zwingli so sensibel und weichgespült, als käme er eben vom jüngsten Erfahrungsaustausch im Männerbüro. Entspricht der Toggenburger Bauernsohn Zwingli wirklich dieser *Gspürschmi*-Variante aus einer grünliberalen WG im urbanen Kreis 5? Auch bei Sarah Sophia Meyer in der Rolle der Anna Reinhart fürchtet man jeden Moment, Stadtpräsidentin Corine Mauch könnte das Set betreten und ihr den Kunstpreis der



Zuversicht vs. Freudlosigkeit: Zwingli-Porträts von Dürer (1516, l.) und Asper (1531).

Stadt Zürich überreichen. Auch wenn Zwingli Gattin null und nichts Schriftliches hinterlassen hat, beschreitet sie im Film den aktuell angezeigten Weg der Emanzipation. War sie ihrem Mann wirklich eine ebenbürtige Diskussionspartnerin, die in der Küche eifrig Buchstaben ins ausgebreitete Mehl geschrieben hat?

Nicht fehlen darf heutzutage der Hinweis, Zwingli sei gewissermassen der Vater der ersten Koranübersetzung. Tatsächlich erschien eine solche erst elf Jahre nach seinem Tod durch Theodor Bibliander. Die im Film häufig gezeigte Form der Halskrause kam erst später in Mode. So reizvoll das Drehen am Originalort des Grossmünster-Chors gewesen sein mag, man hätte immerhin die Giacometti-Fenster von 1933 verschwinden lassen können. Zum Schluss vergräbt Zwinglis Witwe die Scherben eines zerbrochenen Kruges, was ans Bewältigungsritual eines modernen Frauenseminars gemahnt. Dazu vernimmt das Publikum den esoterischen, jedenfalls unchristlichen Schlussatz, laut dem nach der Überwindung alter Gewissheiten «nichts übrigbleibt, als ein Leben lang

auf der Suche zu sein». Der Reformationshistoriker Peter Opitz hat bereits auf dieses theologische Ärgernis hingewiesen (*Weltwoche* Nr. 4/19).

Fast ebenso vielsagend wie das, was im Erfolgsfilm «Zwingli» gezeigt wird, ist das Übergangene oder gar Verdrängte. Während der Reformator als Sozialpolitiker und Vorkämpfer für «soziale Gerechtigkeit» breit gefeiert wird – Zwingli pflegt unermüdlich Arme, Kranke und

Ist so viel unhistorischer Pazifismus eine Reverenz an die GSoA?

Randständige –, kommt die Wortmächtigkeit und Überzeugungskraft seines geistlichen Argumentierens entschieden zu kurz. Die weltgeschichtlich bedeutsame Begegnung mit Luther anlässlich des Marburger Religionsgesprächs wird mit einem Nebensatz abgetan. Einer der teuersten Schweizer Filme aller Zeiten bleibt im eigentlichen Sinn des Wortes blutleer, weil er auf jegliche Schlachtenszenen verzichtet, obwohl sich diese angesichts von Zwinglis Ende gerade-

zu aufdrängen würden. Ist so viel unhistorischer Pazifismus eine Reverenz an die GSoA oder schon fast minimalistische Arbeitsverweigerung?

Und die Schweiz?

Erst recht kein Thema sein darf Zwinglis Stolz auf seine schweizerische Herkunft. Er sah sich ausdrücklich als Schweizer, der den Miteidgenossen das Wort Gottes verkündet. Gegenüber dem Bischof von Konstanz hielt er scharf fest, die Schweiz dürfe keinesfalls zu Deutschland gezählt werden. Wie andere Humanisten beschäftigte ihn die Geschichte seines Vaterlandes, und er betonte unentwegt die Ebenbürtigkeit und Andersartigkeit seiner Nation, die ihre Freiheit in vielen Schlachten heiss erkämpft habe. Die Beschlüsse des römisch-deutschen Habsburger Kaisers wollte Zwingli schon aus Gründen der nationalen Ehre nicht auf die Schweiz bezogen haben. Er warf den inneren Orten vor, sie würden die schweizerische Eigenständigkeit verraten. Gegen seine katholischen Gegner Dr. Eck und Dr. Faber schürte er kräftig schweizerische Ressentiments gegen Ausländer: «Frommen Eydgnos-

Zwingli und die Sünde

Der religiöse Begriff «Sünde» scheint überflüssig geworden zu sein. Indes kann das theologische Nachdenken darüber folgenschwere Fehleinschätzungen verhindern. Von Peter Ruch

In seinem Kommentar über die wahre und falsche Religion widmet Zwingli der Sünde einen wichtigen Abschnitt. Er beginnt ihn mit zwei Bibelzitaten, zuerst Römer 7, 20, wo Paulus darüber klagt, dass er nicht das tue, was er wolle, sondern dass zuweilen «die Sünde handelt, die in mir wohnt». Zwingli deutet dies als Krankheit, die wir Menschen mit uns herumtragen und «der wir ganz in Eigenliebe ergeben sind». Sie treibe uns dazu, vor dem Unangenehmen zu fliehen und dem Vergnüglichen nachzujagen.

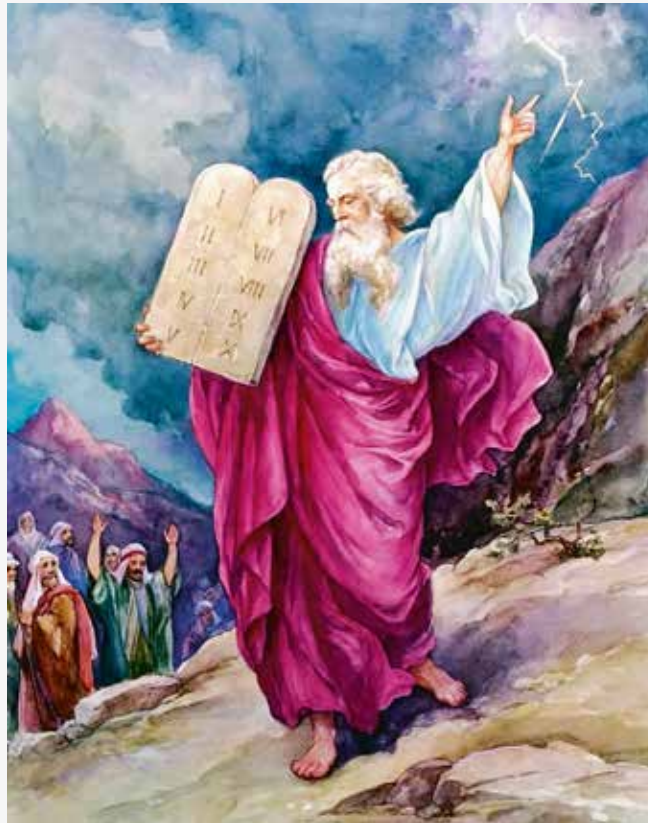
«Dicke Nebel der Heuchelei»

Das zweite Zitat stammt aus dem gleichen Kapitel des Römerbriefs. Es besagt, dass die Sündenerkenntnis durch das Gesetz kommt (7, 7). Demzufolge ist die Sünde eine Gesetzesübertretung, also das, was der Volksmund darunter versteht. Diesen Aspekt übertrieb die römische Kirche zu Zwinglis Zeiten masslos und machte mit der Sündenvergebung Geschäfte. Der Ablasshandel war zwar, anders als bei Luther, nicht der Auslöser der Zürcher Reformation. Zwingli hat ihn aber auch mit Hilfe seiner profunden Bibelkenntnis und seiner humanistischen Bildung gründlich durchleuchtet.

Das griechische Wort für «Sünde» (*hamartanein*) bedeutet «ein Ziel verfehlen, abirren, sich irren, verlieren». Für die Sündenkrankheit verwendet Zwingli den oberdeutschen Begriff *prästen*. Es ist mehr als ein Gebrechen, nämlich ein unheilbarer Bruch. Hier erhebt sich eine Schwierigkeit: Wie sich Adam und Eva im Paradies vor Gott versteckten, so versteckt sich jede und jeder, sogar vor sich selber. Zwingli: «Den Menschen erkennen ist so schwer wie einen Tintenfisch fangen. Denn wie dieser sich in seinem schwarzen Saft versteckt, so dass man ihn nicht packen kann, so erzeugt der Mensch, sobald man ihn fassen will, dicke Nebel der Heuchelei.» Niemand gibt gerne zu, dass er sich auf sich selbst nicht verlassen kann. Aber genau diese Unberechenbarkeit meint der Ausdruck «Sünde». Für modernes Denken, das auf die Souveränität des Einzelnen setzt, ist das ei-

ne Provokation. Aber auch die moderne Welt weiss von den Abgründen der Psyche und von der Banalität des Bösen. Zudem dokumentiert die erfolgreiche Flut von Kriminalgeschichten und -filmen, wie sehr uns das umtreibt.

Zwinglis typisch schweizerisches Sensorium für alles Politische lenkte ihn auf die Frage, wie ein Gemeinwesen trotz der übermächtigen



Vergabung als Geschenk Gottes: Moses am Berg Sinai.

Bereitschaft zu «Raub, Plünderung, Totschlag, Mord und dergleichen» gedeihen könne. Dazu braucht es das Gesetz. Im Sinne der Zehn Gebote und der goldenen Regel (Matthäus 7, 12) legt der Staat den Menschen Zügel an, damit sie nicht durchbrennen. Die Gesetzesübertretungen hängen durchaus mit der Sünde zusammen, aber sie sind nicht mit ihr identisch. Der Staat, der die Gesetzeswidrigkeiten ahnden muss, redet nicht von Sünde. Und die Kirche ist nicht dazu da, die Übertretungen von Paragrafen zu verfolgen. Genau das tat sie jedoch, als Zwingli das Priesteramt ausübte. Sünde war Tatsünde, und Absolution geschah durch Bezahlung.

Die Moralhüter widmeten sich vorzugsweise der Sexualität. Die repressive und verklemmte Sexualmoral (nicht nur) der katholi-

schen Kirche ist die tragische Folge. Das Augenmerk auf die Sexualität ist insofern naheliegend, als in diesem Bereich die Kluft zwischen dem Wollen und dem Begehren – oder gar dem Tun – besonders deutlich erfahrbar ist. Wer jedoch den Sündenbegriff auf diese Weise eng führt, öffnet die Pforten zur Doppelmoral. Sie trieb ihr Unwesen über Generationen, ist nun endlich aktenkundig geworden und hat das Wort «Sünde» völlig diskreditiert.

Entschärfung des Hasses

Darob sollte sich die Kirche nicht empören, denn sie selber hat den Sündenbegriff durch plumpe Missbräuche ausgehöhlt. Mit ihm gehen auch viel Schicklichkeit, Konventionen und Sitten über Bord, auf die jede Gesellschaft angewiesen ist. Vielleicht wird der sittliche Niedergang in eine Erneuerung münden, wenn die Sünde wieder als innerer Bruch und die Vergabung als Geschenk Gottes verstanden wird.

Das 20. Jahrhundert kann für sich den traurigen Rekord an Brutalitäten und Gräueln beanspruchen. Dass trotz dieser Erfahrung mit dem Bösen das Sündenverständnis verblasst, muss zu denken geben. Es hängt damit zusammen, dass Gut und Böse ideologisch zugeordnet werden. Das Gute ist das Eigene, während das Böse in Mächten wie dem Kapitalismus oder Kommunismus, in gegnerischen Parteien oder anderen Kulturen inkarniert erscheint. Um die Feindbilder zu überwinden, muss die Sünde als Beziehungsbegriff und Gott als Bezugspunkt neu entdeckt werden.

Die Originalsünde besteht ja gerade darin, so kompetent wie Gott sein und wissen zu wollen, was gut und böse ist (Genesis 3, 5). Die Beseitigung des Bösen ist aber nicht des Menschen Aufgabe. Ich kann nicht ausschliessen, dass meine Feinde näher bei Gott sind als ich. Hier beginnt die Entschärfung des Hasses. «Was dem einen Menschen begegnet, kann auch anderen widerfahren; wie es mir geht, kann es auch euch ergehen. Keiner ist von dieser Krankheit frei», schreibt Zwingli. Sein Glauben und Denken ist realitätsnah und kann noch heute wegweisend sein.

Peter Ruch war reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.

sen, ich halt allein uff christenlichen fryden; und wirt sich aber an der that erfinden, das Faber, Egg unnd ir part zuo zertrennung eyner loblichen Eydgnoschafft werbend.»

Toni-Brunner-Effekt

Was die Person von Huldrych Zwingli betrifft, so war er höchstens mittelgross, mass jedenfalls keine 1,92 Meter wie sein Darsteller Max Simonischek. Albrecht Dürers «Porträt eines Geistlichen» von 1516 in der National Gallery of Art in Washington, D.C. zeigt aller Wahrscheinlichkeit nach den jungen Zwingli. Dieses Bild wirkt viel authentischer als das postum von Hans Asper gemalte, recht statisch-erstarrte Konterfei, das einen überaus ernst, ja freudlos blickenden Zwingli im Profil zeigt. Doch auf Dürers Porträt trägt der Reformator äusserst markante Gesichtszüge, hat breite Wangenknochen, ein energisch vorstehendes Kinn und aufmerksam blickende grünblaue Augen. Nach diesem grafischen Zeugnis war Zwingli ein gutaussehender, zuversichtlicher und zupackender Mann von hoher Intelligenz.

Beide Bilder – jenes von Dürer wie jenes von Asper – haben ihren je eigenen Wahrheitsgehalt, denn Zwinglis Biografie lässt sich in zwei Teile trennen: Da war der Sohn des Wildhauser Ammanns, der bereits mit fünf Jahren zu seinem geistlichen Onkel nach Weesen kam. Der junge Huldrych war von zäher Konstitution, kräftig und gesund, offen, heiter, witzig und hochmusikalisch. Zwingli sog alles Geistige ein, studierte fast fanatisch Bücher und lernte alte wie neue Sprachen. Ein Tugendheld und Musterknabe indessen war er nicht, auch kein ausgeglichener Charakter, sondern nicht selten aufbrausend. Ein Mann mit Ecken und Kanten, der den Frauen gefiel und dem die Frauen gefielen. Sein heller Toggenburger Dialekt dürfte im dumpfer sprechenden Zürich den Toni-Brunner-Effekt nicht verfehlt haben.

So wenig wir von den ersten zwei Dritteln von Zwinglis Lebens wissen, ist seine Lehr- und Studienzeit jedenfalls von auffallenden Brüchen gekennzeichnet: Er wurde vom Berner Gymnasium Knall auf Fall vom Vater nach Hause gerufen; die Matrikel der Univer-

**Vater Zwingli stöhnte einmal:
«Ich möchte lieber, er würde
studieren als Spässe machen.»**

sität Wien deuten auf einen zumindest vorübergehenden Ausschluss. Und von seiner ersten Predigerstelle in Glarus wurde er nach Einsiedeln strafversetzt. Vieles spricht für ein schwer lenkbares, eher eigensinniges, gelegentlich schroffes, zuweilen auch ehrgeiziges und rechthaberisches Wesen. Den weltlichen Freuden war Zwingli nicht abhold, seine sexuellen Triebe hatte er mitnichten im



«Willig sterben»: Schlacht bei Kappel am 11.10.1531, wo Zwingli fiel.

Griff. Vater Zwingli stöhnte einmal: «Ich möchte lieber, er würde studieren als Spässe machen.»

Der Zwingli-Forscher Oskar Farner hat überzeugend aufgezeigt, dass irgendwann eine vollkommene Zäsur zu diesem lockeren Vorleben erfolgte. Zwingli selber sprach nie von einer Bekehrung, doch gehört es zum reformatorischen Verständnis, dass Christ nur der sein kann, dessen «alter» Mensch stirbt und der innerlich neu geboren wird. Huldrych Zwingli erlebte nach eigenem Zeugnis mehr als einen Bruch, eher einen Zusammenbruch. Es gibt einen Riss zwischen seinem früheren und seinem späteren Leben, in dessen Verlauf ihn die Forderungen des Evangeliums übermannten und er erst zum Glauben fand. Abgeschlossen war diese Phase wohl mit der Krise seiner Pesterkrankung, die ihm die Zerbrechlichkeit des eigenen Lebens drastisch vor Augen führte. Der verworfene Sünder suchte nach Führung und Autorität – und fand sie im Bibeltext, der ihm die vergebende Gnade durch das Opfer von Christus vor Augen führte und ihn zu sittlichen, kirchlichen und staatlichen Verbesserungen drängte.

Befürworter des «gerechten Kriegs»

Der sonnige, muntere Toggenburger wurde jetzt zu einem tiefersten Menschen. Wenn er seine Zuhörer noch immer mit launigen Scherzworten zum Lachen brachte, korrigierte er dies umgehend: «Wöllend nit spöttlis mache, es gilt ernst!» Von sittlichen Verfehlungen war jetzt keine Rede mehr, vielmehr führte er ein vorbildliches Eheleben und sorgte für die

Stiefkinder genauso wie für die eigenen. Seine Botschaft war Zwingli wichtig, nicht die Person: «Wenn meine Schriften von allen gelesen wären, so möchte ich, mein Name geriete wieder in Vergessenheit.» Zwingli wurde zunehmend finsterner, plagten ihn doch seine Kurzsichtigkeit und vorübergehend ein Gallensteinleiden. Dennoch drängte ihn alles zur Tat, zum Verkünden, zum Handeln.

Huldrych Zwinglis zweites Leben bestand fast nur aus Arbeit. Er soll sich mitunter sechs Wochen lang nicht ins Bett gelegt haben. Im Winter studierte er in einer ungeheizten Kammer, damit ihn der Schlaf nicht übermannte. Zwingli war Prediger, Seelsorger, Schriftsteller, Lehrer und schliesslich auch noch eine Art Stadtschreiber und Generalstabschef. Als sich der Zürcher Rat 1531 schwertat mit dem Entschluss, gegen die katholischen Eidgenossen loszuschlagen, «da hub er an zu weinen» und bot seinen Rücktritt an.

Als man schliesslich doch auszog – ungeordnet und desorganisiert –, begleitete «Meister Zwingli» seine Mitbürger. Der Ex-Feldprediger war zwar überzeugter Soldienstgegner, nicht aber grundsätzlicher Pazifist. Konfessionelle Machtpolitik war ihm nicht fremd, und er befürwortete den «gerechten Krieg». Um für seinen Glauben zu kämpfen, zog er die ernstestmögliche Konsequenz und wurde zum Krieger. Es gehe nicht an, meinte Huldrych Zwingli oberhalb des Schlachtengetümmels bei Kappel, dass man zusehe, wie die eigenen Leute sterben: «Ich einmal will in dem namen gottes zuo den biderben lüten hinab und willig mit und under inen sterben oder sy hälffen retten.»

Langer Weg zur Freiheit

Von Mario Vargas Llosa — Das venezolanische Regime wird mit Zähnen und Klauen seine Macht verteidigen. Nicolás Maduro und seine korrupten Schergen wissen genau, dass das Gefängnis auf sie wartet. Es gibt nichts mehr zu verhandeln. Man kann nur auf einen schnellen Sturz hoffen.



Martyrium von Venezuela: Diktator Maduro mit Gattin Cilia Flores.

Eines Tages wird jemand ein grosses Buch schreiben über den heroischen Kampf des venezolanischen Volkes gegen die Diktatur von Hugo Chávez und Nicolás Maduro. Man wird sich an Mord und Folter erinnern und an eine – in der modernen Geschichte wahrscheinlich einzigartige – wirtschaftliche Katastrophe. Ein potenziell enorm reiches Land stürzte ins kollektive Elend, drei Millionen Bürger wurden ins Exil gezwungen, weil alles fehlte – Arbeit, Essen, Medizin und Hoffnung. Immerhin scheint das Martyrium von Venezuela ein Ende zu nehmen.

Wie ist es möglich, dass sich eine Diktatur überhaupt so lange halten kann? Maduro hat die ganze demokratische Welt gegen sich, die Organisation Amerikanischer Staaten (OAS), die Europäische Union, die Lima-Gruppe, die

Nur eines beherrschen sie bis zur Perfektion: Zensur und Unterdrückung.

Vereinten Nationen und mindestens drei Viertel der eigenen Bevölkerung. Die Berufung von Juan Guaidó zum Interimspräsidenten durch die Nationalversammlung von Venezuela – die einzige noch verbliebene mehr oder weniger repräsentative Instanz des Landes – scheint nun die Wende zu bringen. Und doch ist der Tyrann immer noch da. Wie ist das möglich?

Angst, nicht Loyalität

Die Erklärung liegt bei den Streitkräften, die immer noch einen Schutzschild um Maduro legen. Wir haben sie im TV gesehen, all die mit Medaillen behangenen Generäle und Admirale, als Verteidigungsminister General Vladimir Padrino López dem Unrechtsregime die Treue schwor. Doch die vermeintliche Loyalität lässt sich mit keiner ideologischen Affinität erklären. Es ist allein die Angst.

Schon Chávez hat sich ihre Komplizenschaft erkaufte, unter anderem indem er den Militärs den lukrativen Drogenhandel überliess. Sie mögen ihre Reichtümer in irgendeinem Fiskalparadies deponiert haben. Aber sie wissen, dass sie international unter Beobachtung stehen. Wenn das Regime fällt, werden sie ins Gefängnis wandern. Guaidó hat ihnen wohl eine Amnestie versprochen, doch sie müssen damit rechnen, dass eine solche auf internationaler Ebene nicht gilt. Nirgends auf diesem Planeten können sie sich sicher fühlen.

Aber warum rebellieren all die jungen Offiziere und Soldaten nicht, die unter der Wirtschaftskrise und der Tyrannei genauso leiden wie die restliche venezolanische Bevölkerung? Die Erklärung ist simpel: wegen der strikten unbittlichen Überwachung der venezolanischen Streitkräfte durch kubanische Spezialisten, die schon «Comandante» Chávez ins Land holte. Er übertrug den Kubanern praktisch die vollständige Kontrolle über sein Regime.

Exorbitante Kredite

Auch dieser Vorgang ist beispiellos: Ein Land verzichtet auf seine Souveränität und das Kommando über seine Ordnungskräfte. Die Kommunisten brachten es fertig – wie sie es schon früher bis zum Überdruß bewiesen haben –, alles zu ruinieren: die Wirtschaft, die Institutionen, die Kultur. Nur eines beherrschen sie bis zur künstlerischen Perfektion: die Zensur und die Unterdrückung jeglichen Widerstandes. Wir dürfen nicht vergessen, dass die venezolanischen Streitkräfte systematischen Säuberungen unterzogen wurden, Hunderte von Offizieren wurden entlassen oder inhaftiert, weil sie für die Diktatur nicht als «sicher» galten.

Die Sowjetunion brach seinerzeit in sich zusammen wie ein Kartenhaus, und mit ihr verschwanden die mitteleuropäischen Satelliten. Diese sind heute die wahren Bollwerke gegen jene Herrschaftsmodelle, die das Paradies auf



Wende: Interimpräsident Guaidó mit Gattin.

Erden versprochen hatten und die schlimmsten Satrapien der Geschichte schufen. Das Maduro-Regime stützt sich heute auf den Schutz von Diktaturen wie der russischen, der chinesischen oder der türkischen und auf die Solidarität anderer lateinamerikanischer Unrechtsstaaten wie Kuba, Nicaragua oder Bolivien. Es gibt dazu ein altes Sprichwort: «Schau, mit wem du zusammen bist, und ich sage dir, wer du bist.»

Russland und China haben der Maduro-Diktatur exorbitante Kredite gewährt, die alleine die grassierende Korruption nährten. Mit allem guten Grund befürchten sie nun, das Geld abschreiben zu müssen. Sie haben es verdient. In ihrer Gier nach Rohstoffquellen war es ihnen gleichgültig, eine Tyrannei zu unterstützen.

Ein Tier, das den Tod vor Augen hat, verteidigt sich mit Zähnen und Klauen. Es ist zu

befürchten, dass das Regime jetzt, da es das Ende spürt, noch viel Leid verursachen und noch mehr unschuldiges Blut vergossen wird. Deshalb ist es wichtig, dass die Länder und die internationalen demokratischen Institutionen den Druck gegen das Maduro-Regime vervielfachen, Präsident Juan Guaidó wie auch die Nationalversammlung anerkennen und die Isolation des Regimes bewirken. Nur ein schneller Sturz Maduros kann verhindern, dass er noch mehr Schaden anrichtet.

Der Generalsekretär der OAS, Luis Almagro, hat es klar gesagt: «Es gibt nichts zu verhandeln mit Maduro.» Alle Dialogversuche wird der Diktator lediglich nutzen, um Zeit zu gewinnen, ohne ein effektives Zugeständnis zu machen. Wer sich mit ihm einlässt – ob aus naiven Gründen oder aus machiavellistischen Überlegungen –, wird ihm helfen, Zwietracht in den Oppositionskräften zu säen. Die Dinge sind bereits zu weit fortgeschritten, es gibt nur ein Ziel: Die Diktatur muss so schnell wie möglich weg, damit freie Wahlen abgehalten werden und die Venezolaner sich endlich dem Wiederaufbau ihres Landes widmen können.

Ich bin mir sicher: Diese Geschichte wird ein glückliches Ende nehmen.

Der peruanische Schriftsteller Mario Vargas Llosa wurde 2010 mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet.



Macron unter Druck: Frankreichs Aufstand gegen den Steuerstaat

Die neue Außenpolitik der USA: »Was will Trump?« von John Fonte

Alexander Demandt über Freiheit & Joseph Epstein über Charme

Jetzt
am Kiosk

oder unter
cato-magazin.de/bestellen

CATO
MAGAZIN FÜR NEUE SACHLICHKEIT

IHRE ARCHE FÜR DIE STÜRME VON MORGEN

CATO versteht sich als meinungsbildendes Medium, das für den vergessenen Wert des Bewahrens eintritt. Was hilft uns weiter? Worauf können wir zurückgreifen? Woran wollen wir uns erinnern? Was sollten wir pflegen? CATO bietet Orientierung im Hinblick auf Politik, Kultur, Religion, Alltag und Familie. Das Eigene und das Gefühl dafür werden auf ansprechende Weise gestärkt. CATO läßt den Leser nicht im Regen der Krisenmeldungen stehen. CATO wird konkret und beansprucht Gültigkeit über Tag und Jahr hinaus.



Bestellen Sie sich CATO bequem nach Hause.
Einzelheft für regulär 12 Euro
6 Ausgaben bekommen Sie für nur 65 Euro im Jahr.
Weitere Details und Angebote
www.cato-magazin.de/abo
Telefon 030 . 81 09 67 80

Das Feuer brennt

Von Beat Gygi — Der Dieselskandal hat den Verbrennungsmotor in Verruf gebracht. Die Elektromobilität wird massiv gefördert. Trotzdem werden Benzin- und Dieselantriebe die Stützen der künftigen Mobilität sein.

Der Dieselmotor hat immer als verlässlicher Antrieb gegolten, als genügsam, ausdauernd, ruhig, keiner, der plötzlich hochschreckt oder abrupte Schwächen zeigt. Plötzlich nun sieht alles anders aus. In Deutschland herrscht ein Diesel-Chaos. Mehrere Städte haben Fahrverbote für ältere Dieselfahrzeuge erlassen, Verwaltungsgerichte sind überall daran, mit Verweis auf Schadstoffgrenzwerte weitere Verbote vorzubereiten, der deutsche Verkehrsminister Andreas Scheuer (CSU) rief am Wochenende die Gemeinden zum Widerstand gegen solche Anordnungen auf, und in Stuttgart gab es Demonstrationen von Bürgern gegen die Anti-Diesel-Politik, viele von ihnen in gelben Westen.

Auch manche Leute, die zu Hause blieben, fühlen sich betrogen; vor Jahren haben sie ein umweltpolitisch empfohlenes Auto gekauft, nun verlieren ihre Investitionen schlagartig an Wert, bestens erhaltene Fahrzeuge sollen quasi weggeworfen werden. In der Schweiz sind Unsicherheit und Unmut ebenfalls gross. Der Dieselmotor ist hierzulande zwar weniger verbreitet als in Deutschland, aber die zunehmend strenger werdenden Grenzwerte für CO₂ sowie für lokale Schadstoffe – erstens für Feinstaub, zweitens für Stickoxide – werfen die Frage auf, wie lange der Verbrennungsmotor, der heute in der Schweiz über 98 Prozent der Autos und praktisch alle Lastwagen antreibt, künftig überhaupt noch eingesetzt werden kann.

Harte Debatten

Erlöscht nach einer gut hundertjährigen Karriere das Feuer der wichtigsten Antriebsquelle der Wirtschaft? Für eine Konferenz dieser Tage an der ETH Zürich zur Zukunft der Mobilität wurde das Dilemma in die griffige Formel gefasst: «Benzin- und Dieselmotoren – unverzichtbar oder unverantwortlich?» Im vergangenen Sommer sagte die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel im Interview mit der ostdeutschen Zeitschrift *Superilla*: «Ich kann jetzt noch keine präzise Jahreszahl nennen, aber der Ansatz ist richtig», meinte sie auf die Frage, ob es auch für Deutschland sinnvoll sei, ein Auslaufdatum für Benzin- und Dieselmotoren festzulegen. In Ländern wie Frankreich oder Dänemark sind Diesel-Fahrverbote ebenfalls ein Thema, und Pläne der französischen und britischen Regierungen sehen ab 2040 Verkaufsverbote für Neuwagen mit Verbrennungsmotoren vor.

Fachleute sehen die Lage der Branche und der Autofahrer jedoch anders: «Nach meiner Einschätzung ist der Verbrennungsmotor noch lange kein Auslaufmodell, er bleibt für lange Zeit die Stütze der gesamten Mobilität», sagt Konstantinos Boulouchos, Professor für Energietechnik an der ETH Zürich und Referent an der erwähnten Tagung. Die Fahrverbote, wie sie im Moment ausgestaltet seien, seien Symbolpolitik. Die Beschränkung auf einzelne Strassen führe zu Umgehungsverkehr, zudem würden zur Positionierung der Messstellen und zur Beurteilung der Grenzwerte in Öffentlichkeit und Fachwelt harte Debatten geführt. An den Stellen mit den höchsten Stickoxid-Verschmutzungswerten in Deutschland, etwa in Stuttgart, werden heute an Spitzentagen 70 Mikrogramm Stickstoffdioxid (NO₂) pro Kubikmeter Luft gemessen, der EU-Grenzwert liegt bei maximal 40 Mikrogramm. «Vor ein paar Jahren mass man noch 100 Mikrogramm oder mehr, wir befinden uns also auf einem Abwärtspfad, und mit dem laufenden Ersatz alter Autos durch neue Modelle werden wir in einigen Jahren selbst an exponierten Stellen nah an die Vorgaben herankommen», meint Boulouchos. Man müsse zudem im Auge behalten, dass die Amerikaner einen Grenzwert von 100 Mikrogramm festgelegt hätten und die Kalifornier, die sehr umweltbewusst seien, mit einem Wert von 57 toleranter seien als die EU.

Die Bereinigung der Probleme mit den Dieselmotoren ist nach Boulouchos' Einschätzung zurzeit sehr komplex. Man müsse vor allem zwischen den verschiedenen Emissionen unterscheiden. So betreffe der gesetzlich vorgeschriebene Grenzwert für Feinstaub mehrheitlich grössere Partikel in Mikrometergrösse – vorwiegend von Bremsvorgängen, Staubaufwirbelungen durch Reifen sowie Industrieprozessen –, die nicht spezifisch auf Dieselmotoren zurückzuführen seien. Besonders gesundheitsschädigend seien dabei Russpartikel aus der Verbrennung im Nanometerbereich. Diese würden aber von den in allen modernen Diesel- und weitgehend auch in Benzinmotoren eingebauten Partikelfiltern zu über 99 Prozent zurückgehalten. Die Stickoxide wiederum hätten ebenfalls eine toxische Wirkung, jedoch eine deutlich geringere als die Nanopartikel.

Das Problem der Stickoxid-Belastung, also der zweiten Art der lokalen Verschmutzung, sei beim neuesten Technikstand auch weitgehend

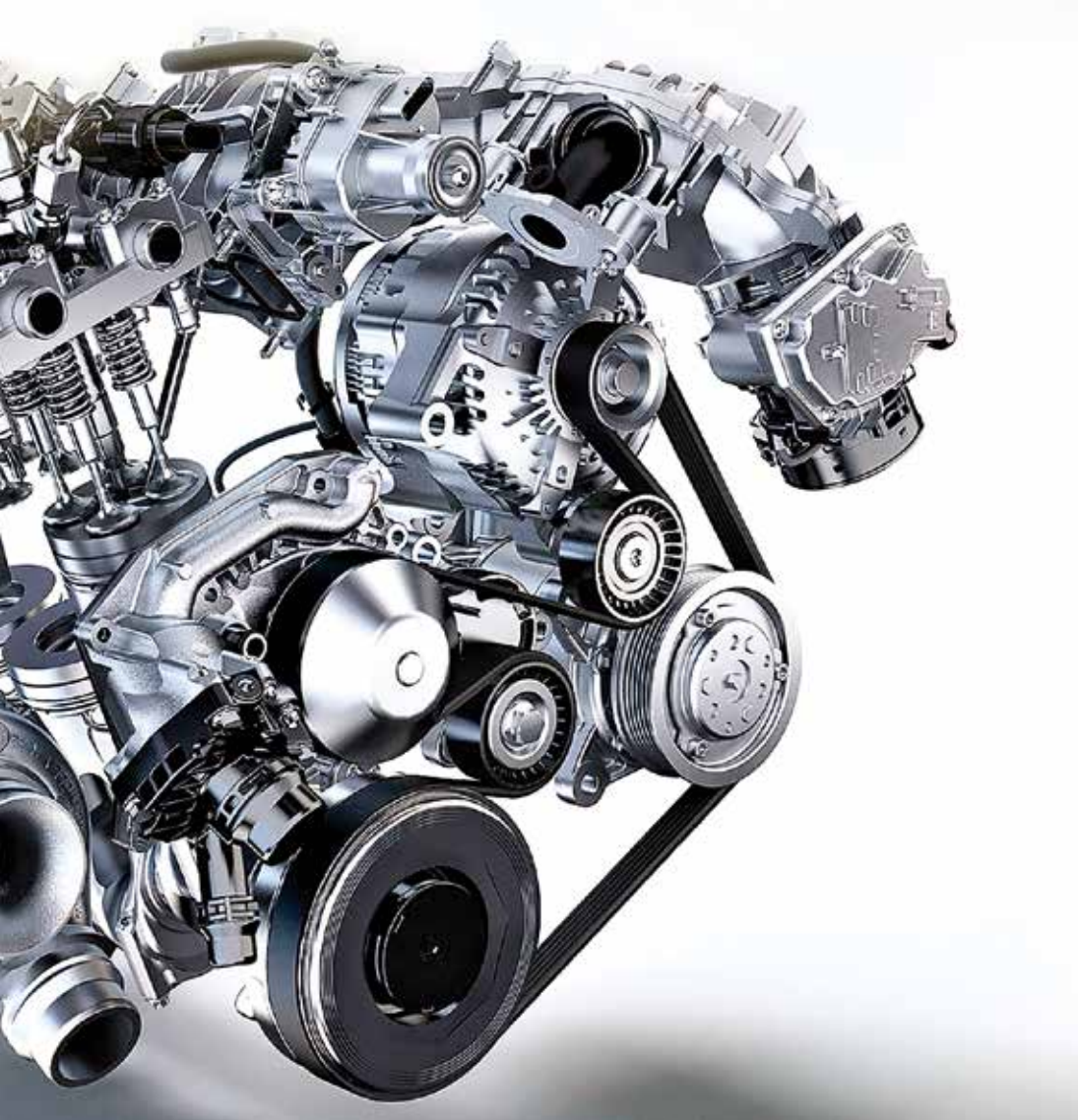


Je grösser das Fahrzeug und je länger die Reichweite,

gelöst. Bei Benzin- und Erdgasmotoren mit Drei-Wege-Katalysatoren seien kaum noch Emissionen registrierbar. Und die neuen Dieselmotoren der Norm Euro 6d und Euro 6d-Temp sowie die mit optimaler Last laufenden Lastwagenmotoren nach Euro 5 und besonders nach Euro 6 erreichten ebenfalls niedrige Stickoxid-Werte. Boulouchos fügt an: «Wenn man in den ganzen Wirren das Positive sucht, dann ist es das: Die Autohersteller haben 2018 enorm viel bereinigt, die Motoren verbessert, und die Euro-6-Normen verpflichten sie jetzt zu sauberem Arbeiten.»

Elektroautos verbessern die Bilanz

Im Prinzip kann man Boulouchos' Darlegungen so veranschaulichen: Der Dieselmotor ist jetzt gerade durch eine radikale Reinigungskur gegangen, in der er das Problem der lokalen Verschmutzungen losgeworden ist, was die neu auf den Markt kommenden Modelle betrifft. Jetzt komme noch die Herausforderung, die älteren Autos rasch durch neue zu ersetzen, aber nicht überhastet, weil man ja auch die graue Energie, also die bei der Produktion eingesetzten Ressourcen, in die Ökobilanz einbeziehen müsse. Er erinnert an den Spruch: «Ein Lastwagen hat drei Leben: ein erstes in Westeuropa, ein zweites in Osteuropa, ein drittes in



desto unverzichtbarer ist der Dieselmotor.

Afrika und im Mittleren Osten.» Zudem sei noch umstritten, wie weit Autohersteller, die bei Abgasmessverfahren betrogen haben, Nachrüstungen oder Ersatz leisten müssen.

Kommen jetzt – trotz Radikalkur – nach den Diesel-Turbulenzen endlich die Elektroautos auf breiter Front in die Märkte? Boulouchos weist darauf hin, welch gewaltige staatliche Förderung heute hinter der Elektromobilität steckt: «Die europäische Gesetzgebung, und damit auch die schweizerische, forciert die Elektrifizierung enorm. Wenn ein Hersteller ein Elektroauto auf die Strasse setzt, kann er sich das nämlich als Null-Emission bezüglich CO₂ gutschreiben lassen. Niemand kümmert sich darum, wo der Strom herkommt, wie er produziert wird.» In einigen Ländern zähle ein Elektroauto sogar zwei- oder dreifach bei der Berechnung der Flottenemissionen. In der EU wird ab 2021 der neue Emissions-Zielwert von 130 auf 95 g CO₂/km für neuzugelassene Personwagen verringert werden. Bis 2030 ist eine weitere Verschärfung geplant.

Laut Boulouchos' sind sich die Ingenieure in der Industrie durchaus bewusst, dass Verbesserungen des Verbrennungsmotors, vor allem die breite Hybridisierung, viel brächten, sie fühlten sich aber durch die Förderpolitik fast gezwungen, «Null-Emissions»Elektroautos zu

verkaufen, um ihre Bilanz aufzubessern. Sehenden Auges mache man sich da eine Emissionsreduktion vor, die es so nicht gebe. Seiner Ansicht nach müsste man bei der Elektromobilität sicherstellen, dass nachweisbar nicht Strom aus fossilen Energiequellen in diesen Kanal fiesse und dass bei den Batterien klar ausgewiesen und berücksichtigt werde, welche ökologischen Belastungen sie mit sich brächten. Dann bestünde Chancengleichheit zwischen dem Elektro- und Verbrennungsmotor.

Gewiss, wenn es um Verkehrskonzepte der absehbaren Zukunft gehe, sei die Elektromobilität eine attraktive Alternative zu herkömmlichen Motoren, meint Boulouchos. Sinnvoll seien batterieelektrische Fahrzeuge zunächst für Kurz- und Mittelstrecken und meist als Zweitautos, ansonsten vor allem als Steckdosenhybride. Die Statistik deutet auf zurückhaltende Autokäufer hin: 2018 machten die alternativen Antriebsformen in der Schweiz 7,2 Prozent der Neuzulassungen aus.

Selbst wenn die Elektromobilität stark subventioniert ist: Gemäss Boulouchos wird sie auf lange Zeit einen überschaubaren Anteil im Bestand gegenüber der Verbrennungskraftmaschine haben. Vor allem im Langstreckenverkehr werde der Verbrennungsmotor noch mehrere Jahrzehnte dominieren, und der

Langstreckenverkehr auf See und in der Luft sei der Markt, der am raschesten wachsen werde, die Luftfahrt wohl mit Jahresraten von etwa 6 Prozent. «Je grösser das Fahrzeug und je länger die Reichweite, desto schwieriger ist das für den direkten elektrischen Antrieb», meint er. Langfristig komme ein weiterer Trumpf hinzu: die Treibstoffe Diesel und Benzin CO₂-emissionsfrei machen. Das ist erreichbar, wenn Benzin, Gas und Diesel synthetisch gewonnen werden.

Das wäre dann die zweite radikale Reinigungskur des Verbrennungsmotors. Damit würde er die Probleme der Treibhausgas-Emissionen los. Aber wie macht man künstliches Gas und Benzin und künstlichen Diesel? «Einfach gesagt: Man nimmt temporär überschüssigen Strom und spaltet damit Wasser auf in Wasserstoff und Sauerstoff. Den Wasserstoff lässt man dann mit CO₂ aus einer Quelle oder der Luft in einem Katalysator reagieren und macht daraus Kohlenwasserstoff-Verbindungen, die als Treibstoff genutzt werden können.» So umschreibt es Christian Bach, Leiter Fahrzeugantriebssysteme an der zur ETH-Gruppe gehörenden Eidgenössischen Materialprüfungs- und Forschungsanstalt (Empa) in Dübendorf und ebenfalls Referent an der Mobilitäts-Tagung. Chemisch gesehen, entspricht die Synthese den Anfang des 20. Jahrhunderts erfundenen Sabatier- oder Fischer-Tropsch-Verfahren, heute auch oft zusammengefasst als «Power to Gas»-Verfahren.

Zwei Fliegen mit einer Klappe

Audi etwa hat jüngst in eine grosse Power-to-Gas-Anlage investiert, und auch in der Schweiz arbeitet man an der Weiterentwicklung dieser Verfahren, etwa an der Empa. Bach ergänzt, dass die zwei Umwandlungsstufen – das Auseinandernehmen und das Zusammenfügen – mit Energieverlusten behaftet seien. Aber wenn der Strom dafür aus Wasser-, Solar- oder Windkraftanlagen komme, der im Strommarkt nicht nutzbar sei – aus Überschusskapazitäten im Sommer oder sogenanntem Flatterstrom – schlage man zwei Fliegen mit einer Klappe. Kurzfristig müsse nämlich dieser Strom dank der Nutzbarmachung als Treibstoff nicht abgeregelt, quasi weggeworfen werden, und längerfristig liessen sich damit lang speicherbare Energieträger herstellen.

Bach erinnert daran, dass heute in Deutschland bereits 5000 bis 6000 Gigawattstunden erneuerbare elektrische Energie aus dem Stromsystem ausgeschlossen, aber von den Konsumenten trotzdem bezahlt würden, weil diese Anlagen Anspruch auf die Einspeisevergütung hätten, und er meint dazu: «Wenn ein Land 600 Millionen Euro zahlt für Strom, damit dieser nicht produziert wird, kann man ja wohl nicht ernsthaft von einer Energiewende sprechen.» Kurz: Jede produzierte Kilowattstunde an erneuerbarer Energie müsse nutzbar gemacht werden, sonst werde nicht genügend in die Kapazitäten investiert. ○

Eine «regelrechte Wundertüte»

Von Christoph Mörgeli

Die Nebel lichten sich. Der Bundesrat schreibt zum institutionellen Rahmenabkommen Schweiz-EU, unsere Behörden und Gerichte müssten nach Unterzeichnung «bei der Anwendung und Auslegung der betroffenen Abkommen die künftige Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofes in den einschlägigen Bereichen zwingend berücksichtigen». Das ist für Volk und Parlament als Gesetzgeber keine Frohbotschaft. Vorbei wären die Zeiten, als National- und Ständerat nicht genehme Bundesgerichtsentscheide durch Gesetzesänderungen korrigieren konnten. Der geplante Rahmenvertrag nimmt dem Souverän wie den Volksvertretern jede Macht gegenüber neuen Urteilen des Europäischen Gerichtshofes. Der nationale Kontrollverlust wäre total, die Selbstbestimmung und Unabhängigkeit vernichtet.

Im Auftrag der Kantonsregierungen hat die Anwaltskanzlei Steptoe & Johnson die Folgen des Verbots staatlicher Beihilfen untersucht. Sie spricht von einer stetigen Ausweitung dieser Verbote durch die EU, ja von einer «regelrechten Wundertüte». Eine «zukünftige extensive Auslegung des Verbots» könne «unter diesen Umständen nicht ausgeschlossen werden». Auch sei nicht nur der Bund betroffen: «Vielmehr ist das Beihilfeverbot geeignet, alle Stufen des Staates zu durchdringen, bis hin zu den Gemeinden und den öffentlichen Anstalten und Unternehmen.»

Unser Schweizer Recht kennt kein grundsätzliches Verbot staatlicher Beihilfen. Wir erlauben die Wirtschaftsförderung, Steuererleichterungen für Unternehmen oder Kantonalbanken. Die EU hat unter dem Label «Verbotene Beihilfe» schon beispielsweise folgende Institutionen gejagt: einen Profi-Sportverein, ein öffentliches Spital, eine Jugendherberge, einen Alpenverein und ein Schwimm- und Thermalbad.

Die Grünen dürften sich noch wundern, wenn Brüssel die Unterstützung von Photovoltaikanlagen und Windturbinen oder von Umweltschutzbeihilfen verbietet. Die Linken werden toben, wenn die EU regionale Stadtentwicklungsprojekte, die Ausbildungsfinanzierung von Arbeitnehmern oder die Förderung der Einstellung Behinderter oder Älterer zur Wiedereingliederung in den Arbeitsmarkt untersagt. Die Kulturschickeria wird aufschreien, wenn Kunst- und Kulturzentren, Theater, Opern- und Konzerthäuser oder Institutionen des Film-erbes ausgetrocknet werden. Brüssel spielt verückt. Bald zeigt sich's, ob wir mitspielen

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.



Die Rechtspopulisten lassen die Schweiz und die SVP fallen: Strache, Le Pen, Salvini (v.l.).

Bodenmann

Orbán, Salvini, Strache und Le Pen ist es sauwohl in der EU

Von Peter Bodenmann — Die SVP war die Vorläuferin der Rechtspopulisten in Europa, ihre Kampagnen waren deren Blaupausen.

Am Ende der Tage werden sich Theresa May und Angela Merkel einigen, einigen müssen. Denn die Wirtschaft auf beiden Seiten des Kanals will keinen harten Brexit.

Wer in der EU ist, kann diese auch wieder verlassen. Entgegen allen Behauptungen der SVP in den letzten zwei Jahrzehnten. Leicht ist das nicht, wie das Beispiel Grossbritannien lehrt. Schlicht und einfach, weil der Binnenmarkt einige Vorteile mit sich bringt.

Das Beispiel Grossbritannien führte nicht zur rechts erhofften Austrittswelle aus der EU und aus dem Euro. Genau das Gegenteil trifft zu.

Vatermord auf dem Weg zur Macht

Der Ex-Kommunist Matteo Salvini will weder den Euro noch die EU verlassen. Salvini droht nicht einmal mehr mit dem Austritt aus dem Euro. Für die Schweiz rührt er keinen müden Finger.

In Österreich ist die FPÖ in der Regierung. Auch Heinz-Christian Strache will den Euro behalten und in der EU bleiben. Und für die von ihm mitdefinierte Linie der österreichischen Regierung gilt: Die Schweiz soll endlich das Rahmenabkommen unterzeichnen.

In Frankreich kastriert Marine Le Pen die Partei ihres Vaters Jean-Marie Le Pen, den sie vorsichtshalber gleich noch herausgeworfen hat. Vatermord auf dem Weg zur Macht. Auch

sie will den Euro behalten und die EU nicht verlassen.

Das Vorbild von Salvini, Strache und Le Pen ist Viktor Orbán. Das kleine Ungarn – und niemand sonst – hat aus der EU eine Festung gegen Zuwanderer gemacht. Genau so, wie dies viele Linke zu Recht befürchtet haben. Deshalb schaffen immer weniger Asylsuchende den Weg bis in die Schweiz.

Donald Trump ist ein fremdenfeindlicher Kriegs-Keynesianer. Er entlastet die Reichen, investiert in die Rüstung und hat erfolgreich weitere Zinserhöhungen des Fed gestoppt. Noch sind unsere europäischen Trumpisten zu wenig einig und zu wenig stark, um die Maastricht-Kriterien zu kippen. Was nicht ist, kann noch werden.

Die SVP war die Vorläuferin der europäischen Rechtspopulisten. Diese haben sich – auch wenn das die meisten nicht wahrnehmen wollen – europapolitisch neu positioniert. Nicht so die SVP. Unsere Herrliberger legen immer noch die alten Platten auf.

Salvini & Co. ihrerseits vertreten längst die Logik des Binnenmarktes gegen Grossbritannien und gegen die Schweiz. Rechts nix mit «Hoch die internationale Solidarität».

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die Party ist vorbei

Von Kurt W. Zimmermann — Das kommt nun davon. Die Emanzipation der Frauen bringt die Frauenzeitschriften um.

Wer war die wichtigste Journalistin der Schweizer Mediengeschichte? Kein Zweifel, es war Mabel Zuppinger.

1938 erfand Zuppinger die erste Frauenzeitschrift des Landes, die *Annabelle*. Das Blatt war eine Tochter der *Weltwoche*, die Geld brauchte und darum auf die Zielgruppe der Frauen hoffte.

Mit der *Annabelle* zogen neue Themen in den Schweizer Journalismus ein. «Frisur nach Laune» oder «Der Garten im September» und «Berechtigte Schönheit». Zuppinger lebte vor, was sie im Blatt nachzeichnete. Man nannte sie die «Coco Chanel von Zürich». Chanel N° 5 war ihr Parfum, und sie rauchte aus langstieligen Zigarettenhaltern.

Achtzig Jahre nach Mabel Zuppinger feierte die *Annabelle* im letzten November ihr Jubiläum. «Auf weitere achtzig Jahre!», rief in Partylaune Verleger Pietro Supino von Tamedia, der das Blatt seit langem gehört.

Die Party endete abrupt. Letzte Woche gab die *Annabelle* bekannt, dass 14 von 39 Redaktionsmitgliedern entlassen werden. Auch Chefredaktorin Silvia Binggeli geht.

Aus finanzieller Sicht ist das unvermeidlich. Die *Annabelle* machte 2018 einen Verlust im hohen sechsstelligen Bereich, weil ihr Werbevolumen drastisch schrumpfte. In diesem Jahr, so der Trend der Buchungen, wäre der Verlust auf deutlich über eine Million Franken angestiegen.

Die *Annabelle* ist damit ein interessantes Beispiel, um einen internationalen Zeitschriften-trend zu beschreiben. Auch Frauentitel kommen nun unter die Räder. Das ist neu.

Bis weit übers Jahr 2010 war mit Frauenmagazinen prächtig Geld zu verdienen. Es war die resistenteste Gattung im Zeitschriften-segment. Die Auflagen waren gut, so dass Gucci und Dior, aber auch Zara und H&M gerne Anzeigen schalteten.

Nun holt der Zeitgeist sie ein. Denn Frauenzeitschriften haben etwas Anachronistisches. Im Grunde sind sie von gestern. Sie sind Relikte aus den Zeiten, als Frauen noch schöne und schicke Damen waren und Geschlechterkampf und Genderwahn noch unbekannt.

Frauenzeitschriften wurden gross, weil sie nicht nur publizistische Produkte für ihre Leserinnen sein wollten. Sie wollten ihre Freundinnen sein. Sie hiessen darum oft wie Freundinnen mit Vornamen: *Annabelle*, *Brigitte*, *Tina*, *Petra*, *Laura* und *Marie Claire*.

Die Themen der Freundinnen kommen bis heute stets aus dem gleichen Dreieck. Es geht



Adieu: *Annabelle*-Gründerin Zuppinger.

um Beauty, um Mode und um Lifestyle, konkret also um Smokey Eyes, Prada-Taschen und Kundalini-Yoga. Um diesen dreifachen Glamour etwas zu vergeistigen, streuen die Redaktorinnen dann gern eine triste Reportage über die Nöte alleinerziehender Mütter ein.

Das Konzept hat sich überlebt. Die gedruckte Freundin hat wenig Zukunft. Die Leserschaft dieser Titel ist überaltert. Junge Frauen von heute brauchen keine *Annabelle*, *Brigitte* und *Petra* mehr, die sie an der Hand führen. Auch die Werbung sagt dem Genre darum zunehmend adieu.

Man könnte auch sagen: Die zunehmende Emanzipation der Frauen bringt die Frauenmagazine um.

Dieselbe Entwicklung ist in einem anderen Umfeld schon sichtbar geworden. Die Männer haben sich publizistisch schon zwanzig Jahre früher als die Frauen von alten Rollenbildern emanzipiert. Die Männermagazine wie *Playboy*, *Penthouse* und *Maxim* gerieten darum bereits viel früher in eine identische Krise.

Hugh Hefner, der Erfinder des *Playboys*, machte sein Männerheft noch «für den Mann von Welt». Der Mann von Welt ist weggestorben.

Mabel Zuppinger, die Erfinderin der *Annabelle*, machte ihre Frauenzeitschrift noch «für die elegante Frau». Die elegante Frau ist gerade am Aussterben.

Nazis überall

Von Henryk M. Broder — Politisches Reinheitsgebot.

Kennen Sie den? Kommt ein Mann zu seinem Arzt und sagt: «Herr Doktor, Sie müssen mir helfen. Meine Fantasie geht mit mir durch.» – «Was ist denn los?», fragt der Doktor. – «Ich sehe überall nur nackte Frauen.»



Der Arzt nimmt ein Blatt Papier und zeichnet darauf einen Kreis. «Was ist das?», fragt er den Mann. – «Eine nackte Frau.» Der Arzt zeichnet ein Dreieck. «Und das?» – «Eine nackte Frau.» Schliesslich versucht er es mit einer liegenden Acht. – «Eine nackte Frau, natürlich.»

«Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht helfen», sagt der Arzt, «Sie sehen überall nur nackte Frauen.» Darauf der Mann: «Was kann ich dafür, wenn Sie nur solche Sauereien zeichnen?»

So ähnlich ergeht es derzeit den Deutschen. Sie sehen überall Nazis. Noch nie gab es in Deutschland so viele «Nazis» und Nazismbole wie heute, und noch nie war der Widerstand gegen «Nazis» so entschieden wie in diesen Tagen, 74 Jahre nach dem Ende des Dritten Reichs. Zuletzt hat die deutsche Antifa sich einen Autobauer und einen Volkssänger vorgenommen.

Der Autobauer ist Opel, und er steht unter Verdacht, die Felgen für sein neues Modell Crossland X so gestaltet zu haben, dass sie wie ein Hakenkreuz aussehen. Wenn man lange genug hinschaut und dazu «White Rabbit» von Jefferson Airplane oder die Musik von Sigur Rós hört, könnte man meinen, dass man eines sehen kann.

Der Volkssänger ist Andreas Gabalier, der am vergangenen Samstag in München mit dem Karl-Valentin-Orden ausgezeichnet wurde. Im Vorfeld wurden ihm Frauenfeindlichkeit und Homophobie vorgeworfen, Letzteres deswegen, weil er in einer Rede vor vier Jahren unter anderem sagte: «Man hat's nicht leicht auf dieser Welt, wenn man als Manderl noch auf ein Weiberl steht.» Noch schwerer wog der Vorwurf, dass er auf dem Cover einer bereits 2011 veröffentlichten Platte sich so verrenkt, als wollte er mit seinem Körper ein Hakenkreuz nachbilden. Auch dies eine schwer psychedelische Idee.

Neben dem bereits im Jahre 1516 erwähnten «Reinheitsgebot» für Bier setzt sich in Deutschland immer mehr ein Reinheitsgebot in der Politik durch. Wer ein «Rechtspopulist» oder gar ein «Nazi» ist, das entscheiden Antifa-Aktivist:innen, die ebenso einen «Feind» brauchen wie früher die Nazis. Die Parole des Tages lautet: «Antifa statt Deutschland».

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Veganer ein Velo fahren, für dessen Herstellung tierische Produkte verwendet wurden? Diese kommen ja unter anderem in Sätteln, Pneus und Kabeln vor.

Björn Heiniger, Wädenswil

Nein. Wer keine tierischen Produkte essen oder verwenden will, darf nur ein Velo aus wirklich tierfreien Teilen fahren, also eines ohne Kunststoffkabel, Erdölprodukte (aus früheren Tieren) oder Leder. Mit Metallgestängen und Holz ist das machbar, allerdings wird es stark holpern. Aber selbst dann stellt sich die Frage: Will man sich als Mensch den Tieren, die das Rad ja nicht erfunden haben (ausser der Pfau), derart überlegen zeigen? *Beat Gygi*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Unveröffentlichte Fragen werden nicht beantwortet.

Leserbriefe

«Politik und Verwaltung taugen nicht dazu, die Krankenkassenprämien in ein gesundes Gleichgewicht zu bekommen.» *Konrad Rüegg*

Seit über 100 Jahren für Gleichberechtigung
Nr. 5 – «Ratajkowski»;
Editorial von Roger Köppel

Der Artikel wird eingeleitet mit einer überaus sexistischen Aussage, in der der Autor sich erlaubt, über die Freiheit eines anderen Menschen, Emily Ratajkowski, bestimmen zu wollen. Mit seiner Aussage, dass Feminismus nur ein Kampf zwischen unattraktiven und attraktiven Frauen sei, ignoriert er, dass Frauen seit über hundert Jahren für die Gleichberechtigung beider Geschlechter kämpfen.

Silja Hügli, Aarau

Heilmittel freier Wettbewerb
Nr. 5 – «Ruf nach Vertragsfreiheit»;
Beat Gygi über Krankenkassenprämien

Politik und Verwaltung taugen nicht dazu, die Krankenkassenprämien in ein gesundes Gleichgewicht zu bekommen! Seit über zwanzig Jahren steigen die Prämien kontinuierlich an. Jedes Jahr wird von der Politik, unabhängig der Parteizugehörigkeit, versprochen, das Problem in den Griff zu bekommen. Passiert ist bis heute gar nichts, ausser dass eben die Prämien ständig teurer werden. Die Politik hat schlichtweg versagt. Das Heilmittel, um die ständig steigenden Gesundheitskosten (Mengenwachstum) zu bändigen, ist, wie in anderen gesunden Wirtschaftsbereichen, der freie Wettbewerb. Alle staatlichen Bereiche wie Gesundheitswesen, Bildungswesen, öffentlicher Verkehr, Kultur et cetera werden immer teurer, weil keine effiziente und konsequente Kostenkontrolle vorhanden ist. In Branchen wie Gastgewerbe, Baugewerbe, Automobil- und Transportgewerbe, Detailhandel, et cetera herrscht wegen des offenen Wettbewerbs ein gesundes Preis-Leistungs-Verhältnis. Diese Branchen müssen auch nicht vom Staat (Steuerzahler) subventioniert werden!

Konrad Rüegg, Ebnat-Kappel

Nicht nur hoch, sondern extrem hoch
Nr. 5 – «2022 Ausstieg aus der Atomenergie, 2034 aus dem Kohlestrom»;
Kolumne von Peter Bodenmann

Der Autor macht sich einen Spass daraus, die Schweizer als Deppen hinzustellen, vor allem, wenn es um Energiepolitik geht. Der Ausstieg aus dem Kohlestrom ist unbestritten eine erfreuliche Nachricht. Den Atomstrom mit seiner guten CO₂-Bilanz auszu-



Freiheit: Model Ratajkowski.

schalten, ist zumindest verfrüht, da noch keine günstigen Speichertechnologien für erneuerbare Energien zur Verfügung stehen. Das von Bodenmann hochgelobte Deutschland belastet die enormen Kosten der Energiewende den Privathaushalten. In der EU bezahlen Privatkunden doppelt so viel wie die Industrie, bei uns ein Drittel so viel. Der Durchschnittspreis in Deutschland ist nicht nur «hoch», wie Bodenmann schreibt, sondern extrem hoch: 32,5 Rappen pro Kilowattstunde. Zum Vergleich: In der EU kostet diese 23, in der Schweiz 20,6 Rappen. Mein Stromlieferant EKZ verlangt für 100 Prozent Energie aus erneuerbaren Ressourcen nur 15,2 Rappen pro Kilowattstunde!

Roland Popert, Ossingen

«Liebe Anwesende»
Nr. 5 – «Die Grausamkeit hat ein Ende»; Kolumne von Tamara Wernli

In Anbetracht der aktuellen Gender-Debatte schlage ich vor, anstelle der vertrauten Anrede «Geschätzte Damen und Herren» künftig die neutrale Formel «Liebe Anwesende» zu gebrauchen. Aber auf keinen Fall ein anbietern-des «Liebi Froue, gschätzti Manne.»

Markus Spycher, Bern

Die Autorin mokiert sich über die «Hannoveraner*innen» und ihre genderneutrale Ver-

waltungssprache. Als Schweizer sitzen wir allerdings im Glashaus. Die Art, wie Staatsfunk und Behörden hierzulande die deutsche Sprache verkrüppeln, ist im deutschen Sprachraum einzigartig. Ein Beispiel aus dem «Patientinnen- und Patientengesetz des Kantons Zürich»: «Die gesetzliche Vertretung im Sinne dieses Gesetzes wird ausgeübt bei minderjährigen Patientinnen und Patienten durch die Inhaberinnen und Inhaber der elterlichen Sorge, die Vormundin oder den Vormund, die Beiständin oder den Beistand, die oder der zur Vertretung bei medizinischen Massnahmen befugt ist» – und so weiter und so fort. Als Radio DRS einmal meldete, 14 Prozent aller Zürcherinnen und Zürcher seien im Finanzsektor tätig, fragte ich schüchtern nach, ob diese Prozentzahl auf männliche und weibliche Erwerbstätige wirklich gleichermassen zutrefte.

Die Antwort war entwaffnend ehrlich: Sachlich sei die Aussage tatsächlich unzutreffend, aber sie sei eben genderneutral formuliert. Fazit: Im Lande der Lehrpersonen, der Lernenden, der Studierenden, der Zebrastreifen, der Radfahrenden und der zu Fuss Gehenden sollte man mit linguistischem Spott in Richtung Deutschland zurückhaltender sein.

Christian Huber, Pfäffikon ZH

Immer kompetent

Nr. 4 – «Landesverrat»;
Michael Bahnerth über die SBB

Mit Ihrem Artikel bin ich sehr einverstanden. Doch möchte ich zusätzlich festhalten, dass das SBB-Personal an den Schaltern hervorragende Arbeit leistet. Ich beobachte seit Jahren, wie die Damen und Herren immer kompetent, kundenfreundlich, mehrsprachig und geduldig arbeiten. Auch im Umgang mit sehr schwierigen, anspruchsvollen Kunden habe ich noch nie eine negative Situation beobachtet. Übrigens gilt das Gleiche für das Schalterpersonal einer anderen Institution, deren Leitung im Kreuzfeuer der Kritik steht: für das Schalterpersonal der Post.

Konrad Korsunsky, Dübendorf

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Eine philosophische Frage, die mich seit der Fake-News-Diskussion beschäftigt: Gibt es überhaupt eine Wahrheit, oder ist alles eine Frage des Standpunkts? Sollte man jedem misstrauen, der behauptet, die einzig richtige Wahrheit zu kennen? *Claudia F., Wädenswil*

Gibt es überhaupt eine Wahrheit? Diese Frage treibt die Menschen seit je um. Weltberühmt ist die Aussage des römischen Statthalters Pontius Pilatus – nachzulesen im Johannesevangelium (Joh. 18, 38) –, der aufgefordert wurde, Jesus zum Kreuzestod zu verurteilen. Die kirchliche Oberhoheit beschuldigte Jesus und verlangte, dass man ihn töte. Jesus sprach, er sei auf die Welt gekommen, um «Zeugnis für die Wahrheit abzulegen». Auf diese Aussage erwiderte Pontius Pilatus: «Was ist Wahrheit?» Die Frage bleibt unbeantwortet.

Es gibt wohl eine Wahrheit. Aber wer kennt sie? Das ewige Suchen bleibt. Ist Wahrheit das Gleiche wie die Wirklichkeit? Oft genügt uns die Wirklichkeit, um richtig

zu sehen. Aber die Wahrheit geht darüber hinaus.

Zum Beispiel enthalten Märchen oft eine tiefe Wahrheit, auch wenn sie sich in Wirklichkeit nicht zugetragen haben. Aber selbst die Wirklichkeit im Hier und Jetzt ist oft schwierig zu erkennen. Nicht, weil es den Ist-Zustand nicht gäbe, sondern weil es schwierig ist, diesen sehen zu können oder zu wollen. Darum ist es von grosser Bedeutung, bei der Beurteilung einer Situation möglichst viele Standpunkte zu berücksichtigen. Vielleicht kann man dann die Realität beziehungsweise die Wirklichkeit besser erkennen.

Man hat festgestellt: Wenn drei oder vier Personen in einen Unglücksfall involviert sind und sie nach einigen Stunden befragt werden, bekommt man drei bis vier verschiedene Darstellungen des Hergangs geliefert. Das heisst, jeder hat das Ereignis anders erlebt, und oft entscheidet bei der Darstellung die eigene Interessenlage darüber, wie man die Wahrheit, die Realität, den Vorgang schildert.

Das Beste ist, sich viele Wahrnehmungen oder Meinungen anzuhören, um sich ein besseres Bild machen zu können. Aus diesem Grund sind die Meinungsäusserungsfreiheit, die Pressefreiheit und die Pressevielfalt von so grosser Bedeutung.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
Die Fragen werden anonym publiziert.
Unveröffentlichte Fragen bleiben unbeantwortet.

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Wie das Know-how der «Alten» erhalten bleibt

ab Montag, 11. Februar, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 18. Februar,
täglich um 17.25 Uhr auf



und unter:
www.fokus-kmu.tv



«Ich bin ein grosser Junge»: Frederik Paulsen, 68.

Kälte zieht ihn magisch an

Frederik Paulsen ist zur Zielscheibe einer tendenziösen Kampagne von Tamedia geworden. Der Unternehmer, Polarforscher, Russlandkenner und Philanthrop wehrt sich.

Von Philipp Gut

Nach den Medienberichten der letzten Monate hätte man erwartet, auf einen ausgemachten Finsterling zu stossen. Allen voran die Erzeugnisse aus dem Hause Tamedia schiessen scharf gegen Frederik Paulsen. Der federführende Journalist Philippe Reichen zeichnete in einer Artikelserie das Bild eines Mannes, der Politiker korrumpiere und Kontakte zu obskuren Mächten pflege. Drei Tatsachen machen Paulsen offenbar verdächtig: dass er Milliardär ist, dass er im Waadtland pauschalbesteuert wird und dass er als russischer Honorarkonsul mit Sitz in Lausanne gute Beziehungen zur Russischen Föderation und zu Präsident Wladimir Putin unterhält.

Was ist dran an den Vorwürfen? Und wer ist dieser Frederik Paulsen, der mit seinen Milliarden die Schweiz – und nicht nur die Schweiz – aufmischt? Der öffentlichkeits-scheue Unternehmer hat der *Weltwoche* Ein-

blick in seine Welt gewährt. Es ist eine Welt voller Abenteuer, Kunst und Wissenschaft.

Die erste Überraschung erlebt der Besucher gleich zu Beginn. Am Hauptsitz von Paulsens Firma Ferring Pharmaceuticals in Saint-Prex am Genfersee tritt ihm ein hochgewachsener, distinguiertes Herr entgegen, eine intellektuelle Gestalt, die man sich auch als Professor vorstellen könnte. Die lichtdurchflutete Eingangshalle zeugt vom künstlerischen Flair des Hausherrn: Er hat die Ländervertretungen aufgefordert, je eine Statue auszuwählen, die eine nationale Besonderheit repräsentiert. Aus Frankreich kam eine Voltaire-Büste; ein Schweizer Künstler hat vier Bronzestatuen geschaffen, die sich zugewandt sind und der Welt den Rücken zukehren. Er habe dies als Symbol der vier Kulturen aufgefasst, so Paulsen, aber der Skulpteur habe ihn aufgeklärt, das Werk kritisiere politisches Réduit-Denken. Offenheit und Vielfalt sind dem

kunstsinnigen Patron wichtig, ebenso die eigene Geschichte. In einer Nische steht ein Modell der St.-Johannis-Kirche auf der nordfriesischen Insel Föhr. Dort werden die Paulsens seit Luthers Zeiten getauft, konfirmiert und begraben.

In Italien würde er weniger Steuern zahlen

Auf dem Weg in die Teppichetage weist Frederik Paulsen auf Fenster im Inneren des Gebäudes, durch die man in die Produktionsstätten und Labors blickt. «Die Chefs sollen die Wirklichkeit nicht vergessen», erklärt er die Absicht der architektonischen Spezialität. Er sei nur ein «Kollateralschaden», meint er zur gegenwärtigen Medienschlacht und fügt an: «Ich bin ein grosser Junge, ich kann mich wehren.» Das Hauptziel der Angriffe sieht er im liberalen Waadtländer Regierungsrat und Finanzdirektor Pascal Broulis, dem es gelungen sei, finanzkräftige Unternehmen und Privatpersonen anzulocken. Und

der sich gegen die von Tamedia durchgeführten Sparmassnahmen und für die Vielfalt der weltlichen Presselandschaft eingesetzt habe. Dies sei im Konzern, der in der Romandie beinahe ein Monopol hält, nicht gern gesehen worden.

Tatsächlich sind in den Tamedia-Produkten Dutzende von kritischen Texten über Broulis erschienen («Das Steuergeheimnis des Finanzdirektors», «Das Problem Broulis», «Die Tiefsteuern von Finanzdirektor Broulis»). Doch hängen blieb so gut wie nichts. Nachdem der *Tages-Anzeiger* einräumen musste, dass «keine Beweise für Steueroptimierung bei Pascal Broulis» gefunden werden konnten, wurde die Kampfzone ausgeweitet, und der Ferring-Chef geriet in den Fokus. Paulsen habe einflussreiche Politiker – darunter Broulis und die SP-Ständerrätin Géraldine Savary – zu Abenteuerreisen ins Ausland eingeladen. Das könne doch nicht ohne Gegenleistung geschehen sein, insinuierten die Tamedia-Zeitungen. Später eröffneten sie eine zweite Front: «Frederik Paulsen, Milliardär, Unternehmer und russischer Honorarkonsul in Lausanne, wird pauschal besteuert», meldete der *Tages-Anzeiger*. Es klang wie ein Vorwurf.

Flugblätter gegen Hitler

Die Behauptung, Paulsen habe die Politikerreisen organisiert und bezahlt, erwies sich jedoch als komplett falsch. Dies bestätigte eine Untersuchung der Staatsanwaltschaft. Was die Steuerfrage betrifft, kontert Paulsen: Ja, seine Firma habe nach der Ansiedlung in der Waadt zehn Jahre lang einen Deal mit Bund und Kanton gehabt. Das sei für die Schweiz sogar sehr vorteilhaft gewesen, denn zuerst habe das Unternehmen nur Verluste geschrieben. Heute sei Ferring eine ganz normale Firma, die ordentlich Steuern entrichte. Er habe damals versprochen, 300 Stellen zu schaffen. Heute seien es über 700, mehr als das Doppelte. Privat werde er nach wie vor pauschal besteuert. «Es überrascht mich, dass das Thema in der Schweiz solche Emotionen auslöst.» Umliegende Länder hätten die Pauschalbesteuerung ebenfalls eingeführt. In Italien beispielsweise würde er nur 100 000 Franken bezahlen, «viel weniger als hier». Sogar die Franzosen versuchten im Zuge des Brexits reiche Steuerzahler aus London mit Pauschalangeboten auf den Kontinent zu locken.

Zwei Drittel seiner Arbeitszeit widme er philanthropischen Projekten, erklärt Paulsen, und angesichts der Millionensummen, die er in der Schweiz, aber auch anderswo verschenke, wirke die Kritik am Steuerregime doch eher kurzfristig. Aus seiner grossen Leidenschaft für die Polregionen schenkte er der ETH Lausanne eine eigene Forschungseinrichtung: das Swiss Polar Institute. Als einer von wenigen Menschen hat Paulsen alle acht Polstandorte besucht; vier davon befinden sich in der nördlichen, vier in der südlichen Hemisphäre. Das nächste grosse, von ihm finanzierte Projekt ist eine Umrundung Grönlands.

Die Expedition soll in Kiel beginnen – kein Zufall. Sowohl Paulsen wie sein Vater, der die Familienfirma zusammen mit seiner Frau 1950 gründete, haben dort studiert. Frederik Paulsen senior verteilte nach Hitlers Machtübernahme 1933 Flugblätter gegen den Nazi-Diktator und musste nach Schweden flüchten. Frederik junior ist in Malmö aufgewachsen, und dass er später ebenfalls an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel Chemie studierte, nennt er seinen «persönlichen 68er Protest». Der Vater hatte den Kindern im schwedischen Exil nämlich untersagt, Deutsch zu sprechen. Er selbst parlierte bei Gelegenheit Platt und Friesisch. Der Sohn pflegt die familiäre Verbundenheit mit Föhr weiter: Auf der kleinen Insel liegt ein Schwerpunkt seines Mäzenatentums, er betreibt sogar einen friesischen Radiosender.

Daneben engagiert sich Frederik Paulsen im Himalaja-Königreich Bhutan mit verschiedenen Projekten im Textilbereich, und in Russland. Dabei setzt er das Know-how aus der Forschungstätigkeit seines Unternehmens ein. Es verdankt seinen Aufstieg zur Milliardenfirma innovativen Hormonprodukten, die unter an-



«Orden der Freundschaft»: Putin, Paulsen, 2007.

derem die Fruchtbarkeit erhöhen. Paulsen verfolgt das ehrgeizige Ziel, in Russland alle zwei Jahre eine neue Fertilitätsklinik zu errichten. An einer Moskauer Universität lässt er zudem jährlich dreissig Embryologen ausbilden. Es sei ein grosses gesellschaftliches Problem, dass die russische Bevölkerung schrumpfe, sagt er – und will Gegensteuer geben: «Wir haben in Russland ungefähr 8000 Kinder erzeugt in diesen Kliniken.» Darauf sei er «besonders stolz».

Seine Attraktivität als Zielscheibe medialer Attacken dürfte Paulsens Bekanntschaft mit Präsident Putin noch gesteigert haben. Der Kremelchef hat ihm auch schon persönlich einen atomgetriebenen Eisbrecher zu Forschungszwecken organisiert und ihm den russischen Freundschaftsorden verliehen. Schweizer Medien zeigten Fotos davon. Dass Paulsen auch von Königin Margrethe II. von Dänemark, von Queen Elizabeth II, von Bundespräsident Köhler, Präsident Sarkozy und Putin-Feind Saakaschwili aus Georgien hohe Orden entgegennehmen durfte, verschwiegen die Kritiker allerdings. Dabei ist Paulsens späte Russlandliebe – auch seine zweite Frau stammt von dort

– eine Ironie der Geschichte. In seiner Jugendzeit in Schweden galt die damalige Sowjetunion als Erbfeind, dem Schüler wurde beigebracht, wie man sich vor einem russischen Atomangriff schütze. Mit seinen Aktivitäten wolle er dazu beitragen, die Entfremdung zwischen Russland und dem restlichen Europa zu überwinden.

Die Sache mit dem Zodiac-Orden

Das hält seine Gegner freilich nicht davon ab, den Ferring-Chef in den Dunstkreis opaker Verschwörer zu rücken. Im Vorzimmer von Finanzdirektor Broulis hänge ein von Paulsen unterzeichneter «Orden des Zodiac», schrieb der *Tages-Anzeiger* am 26. Juni 2018. Die Zeitung vermittelte den Eindruck, bei dem «mit Insignien der Freimaurerei geschmückten Dokument» handele es sich um einen Beleg für die Machenschaften der beiden. Auch alt Bundesrat Pascal Couchepin (FDP) sei irgendwie verwickelt. Tatsache ist: Dieser Gummiboot-Orden – die Firma Zodiac stellt Schlauchboote her – ist eine humoristische Erinnerung an ein gemeinsam überstandenes Abenteuer: Auf einer Expedition in Nordrussland wären die Mitglieder, darunter eben auch der 75-jährige Couchepin, in den eiskalten Gewässern beinahe ums Leben gekommen. Die Schweizer Teilnehmer hätten sich in dieser Gefahr mutig und besonnen gezeigt, erzählt Paulsen. Aus Dankbarkeit – und weil man im Rückblick darüber erleichtert lachen könne – habe er diese Jux-Auszeichnung gefertigt. Dass ein renommiertes Schweizer Verlagshaus diesen harmlosen Scherz zum Anlass genommen habe, ihn allen Ernstes als Fürsten der Finsternis hinzustellen, hätte Paulsen nicht im Traum gedacht: «Ich mache mir Sorgen um die Unabhängigkeit und Gerechtigkeit der Schweizer Presse.»

Ein überraschendes Opfer haben die tendenziösen Berichte bereits gefordert. Ständerätin und SP-Vizepräsidentin Savary, die als Nachfolgerin von Bundesrat Alain Berset gehandelt worden war, hat abrupt das Ende ihrer politischen Karriere angekündigt. «Über den Klassenfeind gestolpert», titelte der *Tages-Anzeiger*. Grund dafür sei «ihre Nähe zu Milliardär Frederik Paulsen». Es klingt, als ob «Milliardär» ein Schimpfwort wäre, etwas Hochtoxisches jedenfalls. Paulsen kann es nicht nachvollziehen. Innerhalb der SP wurde Savary zum Verhängnis, dass sie von Paulsen, einem erklärten «Manchester-Liberalen», zwei Mal eine Wahlkampfspende – von 5000 und von 7500 Franken – angenommen hatte. Der zweite Betrag überschritt die parteiinterne Grenze. Paulsens Problem ist das nicht. «Was sollte ich davon haben, eine Sozialistin zu bestechen?», fragt er. Es gehe offenbar nicht in den Kopf gewisser Journalisten, «dass man Gutes tun kann, ohne etwas dafür zu verlangen». Vielleicht sei es sein Fehler, dass er sich nicht wie andere pauschalbesteuerte Ausländer völlig anonym verhalte, sondern sich mit Geld und Herzblut einbringe, sinniert Paulsen. Dann stünde er jetzt nicht am Pranger. O

Departement für das Wallis

Die neue Verteidigungsministerin Viola Amherd verteilt nach guter CVP-Tradition lukrative Jobs an Freunde und Helferinnen aus ihrer Heimat.

Von Hubert Mooser

Ein Armeehelikopter im Landeanflug auf Davos. Hinter dem Fenster ist der Kopf einer etwas grimmig dreinblickenden Frau erkennbar. Ein Fotograf der *Schweizer Illustrierten* hat diesen Moment festgehalten.

Die Verwandlung der Viola Amherd beginnt, als sie einen Fuss auf den Boden setzt und die Kameras laufen. Jetzt erst strahlt sie, als hätte sie nur von diesem einen Moment geträumt – als neue Verteidigungsministerin ihrer Mannschaft am WEF einen Besuch abzustatten. «Und, gefällt es euch?», will sie etwas plump von einem Soldaten wissen, der seinen Dienst in eisiger Kälte verrichten muss.

An diesem Mittwoch, dem 23. Januar, stattet Amherd der Truppe einen ersten Besuch ab. Noch wirkt ihr Auftritt gestellt, hölzern und unbeholfen – mit einem Outfit, als hätte sie sich beim Kleiderkaufen in die Herrenabteilung verirrt.

Viola Amherd, 56, hat wohl die erstaunlichste politische Karriere seit langer Zeit vorgelegt. Im Wallis wollte man die Juristin nicht als Staatsrätin und auch nicht als Staatskanzlerin. Als Nationalrätin und Vizefraktionschefin der CVP segelte sie unter dem Radar durch. Und dann war sie auf einmal Bundesrätin.

Tschutten als Schlüsselqualifikation

Nun steht Amherd an der Spitze des Departements für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS), und fast alle tun so, als wäre sie dort der grösste Glücksfall. Bei der Bestellung ihrer engsten Mitarbeiter hat sie allerdings nicht gerade eine glückliche Hand bewiesen. Was sich bis jetzt sagen lässt: Mit Viola Amherd wandelt sich das schweizerische Verteidigungsdepartement in ein Departement für Walliser Angelegenheiten.

Amherd hat in ihrem engsten Umfeld ausschliesslich Leute aus der Heimat angestellt, und dann erst noch solche, die von Verteidigungspolitik keine Ahnung haben wie die ChefIn selber. Da wäre CVP-Jungfunktionär Daniel Floris aus Brig, bis dahin administrativer Sekretär im Fraktionsbüro der CVP. In der Pressemitteilung steht, dass er Fussballspiele – offenbar gehört Tschutten zu den Schlüsselqualifikationen für einen Job im VBS. Zum Team gehört weiter die Unterwalliserin Sandrine Bossy, die bei Bundesrätin Doris Leuthard als Referentin das Gesund-



Springt der Funke? VBS-Chefin Amherd mit Pilotinnen.

heitsdossier betreute. Und natürlich bekam Amherds Busenfreundin Brigitte Hauser-Süess aus Brig einen Job als persönliche Mitarbeiterin.

Als Generalsekretär des Departements berief die CVP-Bundesrätin den Halbwalliser Toni Eder, dessen Mutter aus St. Niklaus im Mattertal stammt und der mit einer Walliserin verheiratet ist. Und zum Informationschef beförderte sie den früheren Walliser Polizisten

Natürlich bekam Busenfreundin Brigitte Hauser-Süess aus Brig einen Job als persönliche Mitarbeiterin.

Renato Kalbermatten, der unter den SVP-Bundesräten Ueli Maurer und Guy Parmelin als Sprecher gedient hatte.

Da kommt viel vom Gleichen zusammen. Pascal Couchepin (FDP), der letzte Bundesrat aus dem Wallis, hatte in all seiner Pracht keine derartige Konzentration an Mitarbeitern aus der Heimat in seinem engsten Beraterstab.

Der Urner Ständerat Isidor Baumann (CVP) hat keine Mühe damit. «Mir sind die Walliser sympathisch», sagt er. «Und wenn man schnell eine Mannschaft zusammenstellen muss, dann nimmt man am besten Leute aus den eigenen Reihen, mit denen man bereits

zusammengearbeitet hat und denen man vertraut.» Auch der Schwyzer Nationalrat Alois Gmür (CVP) findet es positiv, dass Amherd Leute um sich schare, die sie kenne.

Im Fraktionsvorstand der CVP zeigen sich Einzelne aber durchaus irritiert über die Personalpolitik ihrer neuen Bundesrätin. Wie zwei Quellen unabhängig voneinander gegenüber der *Weltwoche* sagen, soll der Solothurner Ständerat Pirmin Bischof die Qualität der Personalentscheide hinterfragt haben. Doch Bischof wehrt sich: Er habe sich nie kritisch über die Qualität der Amherd-Mannschaft geäussert. Er wisse ja nicht einmal, wen sie als persönliche Mitarbeiter angestellt habe. Parteichef Gerhard Pfister will sich zu den Personalentscheiden Amherds nicht äussern.

Walliser auch an der Armeespitze

Vor allem mit der Verpflichtung von Hauser-Süess habe sich Amherd keinen Gefallen getan, heisst es aber in Bern. Wo immer Hauser-Süess im Einsatz stand, gab es Unruhe. Zum Beispiel im Staatssekretariat für Migration (damals noch ein Bundesamt) während der Ära von Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf, als Hauser-Süess tatkräftig mitgeholfen haben soll, fähige Mitarbeiter hinauszuekeln, wie es ihr frühere Amtsmitarbeiter noch heute vorwerfen. Auch ihr Gast-

spiel an der Seite von Bundesrätin Doris Leuthard war dem Vernehmen nach nicht über jeden Zweifel erhaben. Nun ist die gelernte Schreibmaschinenlehrerin die einflussreichste Mitarbeiterin der neuen Verteidigungsministerin.

Um in ihrem Amt zu reüssieren, wird Viola Amherd mit Armeechef Philippe Rebord, auch er ein Walliser, auskommen müssen. Parmelin setzte den aus Bovernier stammenden Korpskommandanten an die Spitze der Armee. «Die Oberwalliserin Amherd und der Unterwalliser Rebord, das könnte passen», meint ein mit der Situation im VBS bestens

Hurter betont, dass Amherd erkannt habe, dass die Erneuerung der Luftwaffe eine Notwendigkeit sei.

vertrauter Politiker. Und sonst könne Amherd ja immer noch auf Brigadier Germaine Seewer setzen, eine weitere Walliserin im Dienste des VBS. Sie leitet die Führungsunterstützungsbrigade 41.

In den Sicherheitskommissionen von National- und Ständerat habe Amherd im Januar einen souveränen Eindruck hinterlassen, sagen Gefolgsleute wie Gmür. «Sie hat klargemacht, dass sie nicht einfach etwas kopieren will, was bereits auf der Kopiermaschine liegt.»

SVP-Nationalrat Thomas Hurter aus Schaffhausen, einer der versiertesten Sicherheitspolitiker, sagt über Amherd: «Sie hat einen guten Einstieg gehabt.» Sie könne gut zuhören und habe schnell gemerkt, dass die derzeit zur Beratung anstehende Revision des Bevölkerungsschutzgesetzes mangelhaft sei, ebenso das damit zusammenhängende Datenverbundsystem. Hurter betont zudem, dass Amherd erkannt habe, dass die Erneuerung der Luftwaffe eine Notwendigkeit sei.

«Tosender Applaus»

Weniger gute Noten bekommt die Walliserin für ihren ersten Auftritt als Bundesrätin vor einer CVP-Versammlung in Zürich. Ihre Rede beurteilten Anwesende als schwach: «Irgendwie sprang der Funke nicht über», sagt eine CVP-Politikerin.

Der Bündner Nationalrat Martin Candinas hat bei einer Veranstaltung der Jungen CVP Graubünden andere Erfahrungen gemacht. «Die neue Bundesrätin wurde mit tosendem Applaus begrüsst», schwärmt er. «Wir hatten seit Jahren nicht mehr eine so hohe Teilnehmerzahl.» Candinas gibt sich überzeugt, dass Amherd als Verteidigungsministerin erfolgreicher sein werde als ihre zwei Amtsvorgänger. Den Tatbeweis muss sie, unterstützt von ihren Walliser Helfern, nun erbringen. ○

Politik

Geschichte wird gemacht

Die Ära Blocher, obschon nicht vorbei, ist Stoff für Historiker.

Das neue Bundesratslexikon zieht eine erste Bilanz.

Von Erik Ebnetter

Man sagt, die Nachrichten seien der erste grobe Entwurf der Geschichte. Als Urs Altermatt, ein Professor für Zeitgeschichte an der Universität Freiburg, sein Bundesratslexikon ein erstes Mal herausgab, beging die Schweiz das 700-Jahr-Jubiläum der Eidgenossenschaft. Es war 1991, und der Mann, der bald darauf die Schlagzeilen dominieren sollte, hiess Christoph Blocher. Ein Jahr später feierte er den grössten Sieg seiner Karriere: das Nein von Volk und Ständen zum EWR. Die SVP, angeführt von Blocher, avancierte zur stärksten Partei des Landes, und lange war unklar, ob die Schweiz eine Konkordanzdemokratie bliebe oder eine Konkurrenzdemokratie würde. Altermatt nennt es eine «Wendezeit».

Die Entscheidung ist mittlerweile gefallen. Die Wahl von Guy Parmelin in den Bundesrat etablierte 2015 eine neue Zauberformel, die seither dreimal bestätigt worden ist, endgültig wohl vor zwei Monaten, als Viola Amherd und Karin Keller-Sutter schon im ersten Wahlgang den Sprung in die Landesregierung schafften. Pünktlich zu Beginn dieser neuen Ära veröffentlicht Altermatt, inzwischen emeritiert, das Bundesratslexikon in überarbeiteter Form. Es versammelt schematische Porträts aller ehemaligen Regierungsmitglieder seit 1848 (112 Personen, vorgestellt von 93 Autoren) und folgt damit dem Konzept der erfolgreichen Originalausgabe, die später auch auf Französisch und Italienisch erschienen ist. Sie hat das historische Urteil über viele Bundesräte geprägt.

Wie von di Lampedusa erfunden

Das aktualisierte Lexikon ergänzt die alten Texte um neue Erkenntnisse; hinzugekommen sind Porträts der zwanzig Bundesräte, die seit 1991 zurückgetreten sind. Ihr Wirken fiel in die «Wendezeit», und wie sehr Blocher diese Jahre geprägt hat, zeigt sich schon daran, dass sein Name nur in drei Kapiteln davon nicht fällt (Flavio Cotti, Ruth Dreifuss, Didier Burkhalter). «Seine nachhaltige politische Hinterlassenschaft besteht darin, dass er nach dem Schlüsselereignis seines Siegs in der EWR-Abstimmung 1992 mit der neuen SVP eine gesamtschweizerische Parteiorganisation aufbaute, die den politischen Rechtskonservatismus erstmals in der Schweizer Geschichte über konfessionelle und sprachliche Grenzen hinweg dauerhaft zusammenfasste», schreibt Altermatt.

Er hat das Porträt von Blocher selbst verfasst, und er deutet ihn, wie das oft geschieht, als «Gründerfigur», die eine «national-konservative Wende» herbeigeführt habe. Tatsächlich brach Blocher mit seiner SVP nach eineinhalb Jahrhunderten die Vormacht des Freisinns, was allerdings kaum möglich gewesen wäre, hätte er sich nicht an klassisch freisinnigen Positionen orientiert. Blocher war schon über zehn Jahre lang Nationalrat, ohne dass die SVP ihren Wähleranteil hatte steigern können, bevor er den EWR-Beitritt bekämpfte, und die Argumente, die er dabei vortrug, waren in der FDP zuvor unbestritten gewesen: dass die Schweiz ein Sonderfall sei, der sich nicht in supranationale

Organisationen integrieren lasse, ohne die Eigenart des Landes aufzugeben. Man mag das «national-konservativ» nennen, aber eine «Wende» war es nicht.

Was Blocher staatspolitisch vertritt – Unabhängigkeit und Neutralität, Föderalismus und (direkte) Demokratie –, haben Bundesräte aller Parteien schon vor ihm oft und gerne verfochten, unter ihnen Philipp Etter, der ab 1938 die geistige Landesverteidigung prägte, um die national-

sozialistische Propaganda aus Deutschland abzuwehren. Blocher, geboren 1940, hat viele Ideen der geistigen Landesverteidigung um eine Generation tradiert. Wenn er eine «Gründerfigur» ist, dann wie vom italienischen Schriftsteller di Lampedusa erfunden: «Wenn alles bleiben soll, wie es ist, muss sich alles ändern.»

Nun steht die Schweiz wahrscheinlich vor einer weiteren grossen Europa-Abstimmung. Was einst der EWR war, ist heute das Rahmenabkommen. Es mag eine neue Zauberformel geben, entstanden nach dem Aufstieg der SVP, aber das überarbeitete Bundesratslexikon – ein grosses Werk – kommt trotzdem zu früh, um Blocher und sein Vermächtnis zu beurteilen. Noch erscheint er in den Nachrichten, und jede Geschichte von ihm und seiner Zeit kann nur ein erster grober Entwurf sein.



Gründerfigur: Blocher.



Urs Altermatt (Hg.):
Das Bundesratslexikon.
NZZ Libro. 760 S., Fr. 98.–

Mehr Patchwork, weniger Familie

Mit einem neuen, «modernem» Erbrecht will der Bundesrat den Patchwork-Familien entgegenkommen. Auch Erbschleicher dürften an der Reform ihre helle Freude haben.

Von Katharina Fontana

Mehr als hundert Jahre ist es her, seit Eugen Huber, der Schöpfer des schweizerischen Zivilgesetzbuchs, das Erbrecht entworfen hat. Kann ein so altes Gesetz, das bis anhin nur sehr sparsam geändert wurde, noch gut sein? Nein, findet der Bundesrat. Er hat letztes Jahr eine Grossreform des Erbrechts verabschiedet, um «den stark veränderten Lebensrealitäten und Familienformen» Rechnung zu tragen. Viele Menschen «leben in Patchwork-Familien, in faktischen Lebenspartnerschaften mit gemeinsamen Kindern oder in Familien mit alleinerziehenden Müttern oder Vätern», weiss der Bundesrat. Und da das Leben so modern und vielfältig geworden ist, braucht es nun auch ein modernes und vielfältiges Erbrecht – und kein antiquiertes mehr, das stark auf die nächsten Angehörigen ausgerichtet ist.

Der Bundesrat schlägt im Wesentlichen vor, die Nachkommen beim Erbrecht künftig kürzer zu halten. Der Pflichtteil der Kinder soll nur noch die Hälfte beziehungsweise ein Viertel des Nachlasses ausmachen, je nachdem ob noch ein überlebender Ehegatte da ist, mit dem die Erbschaft zu teilen ist (vgl. Tabelle). Der Pflichtteil der Eltern, sollte ihr (kinderloses) Kind vor ihnen sterben, fällt ganz weg. Auf diese Weise erhält der Einzelne grössere Freiheit, über sein Vermögen zu bestimmen: Er kann bei seinem Tod mehr Geld seiner Ehefrau, dem Geliebten, dem Stiefkind, dem Pfarrer, der Nachbarin oder dem Tierheim zuhalten.

Familienfriede leidet

Der Druck, die Pflichtteile zu kürzen, kommt nicht aus der Rechtspraxis; dort findet man sich mit dem altbewährten Gesetz bestens zurecht. Es sind andere Strömungen, die wirken. So gibt es Kreise, die bei der Verteilung ihres – erarbeiteten oder ererbten – Vermögens möglichst freie Hand haben und vielleicht Stiftungen gründen wollen. Es gibt die Wiederverheirateten, die ihren Kindern aus zweiter Ehe oder den Stiefkindern mehr Geld vererben möchten als den Nachkommen, die aus einer ersten Ehe hervorgegangen sind. Auch gemeinnützige Organisationen, die auf ein grösseres privates Spendenvolumen hoffen, haben ein Interesse an tiefen Pflichtteilen und lobbyieren kräftig für die Reform. Und schliesslich tendiert auch ein Teil der Rechtslehre zu einem gesellschaftlich «fortschrittlichen» Erbrecht, das auf neue Familienformen zugeschnitten ist.

Die Vorlage, die von Ex-Justizministerin Simonetta Sommaruga erarbeitet wurde und auf einen Vorstoss des früheren freisinnigen Ständerats Felix Gutzwiller zurückgeht, befindet sich mittlerweile im Parlament; jüngst hat die ständerätliche Rechtskommission die Beratung aufgenommen. Man darf davon ausgehen, dass dem Vorhaben politisch wenig Widerstand erwachsen wird. In Juristenkreisen ist man vom Vorhaben indes nicht unbedingt angetan.

Wer sich mit Praktikern unterhält, merkt schnell, dass es auch eine ganz andere Sicht der Dinge gibt, die über die Situation der Patchwork-Familien hinausgeht. So fürchtet etwa der Erbrechtsspezialist Andreas Flückiger, der sich im Auftrag der Basler Advokatenkammer mit den Plänen für ein neues Erbrecht befasst hat und Mitglied der vom Bundesrat einberufenen Expertenkommission war, um den Familienfrieden, wenn die Pflichtteile der Kinder gekürzt werden. «Pflichtteile garantieren, dass die Nachkommen weitgehend gleich

Flückiger hält deshalb grosse Stücke auf das geltende Gesetz. «Der Grundgedanke von Eugen Huber ist heute unverändert gültig. Aus den Familienzerrwürfnissen, die im Zusammenhang mit Erbschaften allzu oft entstanden waren, hatte Huber den überzeugenden Schluss gezogen, dass man keinen Unfrieden schaffen soll, indem man ungleiche Regelungen trifft. Dieser Gerechtigkeitsgedanke wird in der Reform zumindest teilweise verdrängt.» Die Streitbereitschaft werde zunehmen, ist der Anwalt überzeugt, denn: «Wer Hass sät, wird Hass ernten.» Ähnlich sieht es auch Stephan Wolf, Professor für Privatrecht sowie Notariatsrecht an der Universität Bern und früher als Anwalt und Notar tätig. Er kann mit den Schlagworten «modern» und «zeitgemäss» nichts anfangen, «damit allein lässt sich noch keine Reform begründen». Auch Wolf sieht keine wirkliche Notwendigkeit, die Pflichtteilsansprüche der Kinder zu kürzen. «Der Pflichtteil schützt den Familienfrieden, und er schützt vor Druckversuchen seitens Familienangehöriger und Dritter.»

Nun kann man einwenden, dass es aus liberaler Sicht richtig ist, seinen Willen ausleben und möglichst frei von gesetzlichen Vorgaben über sein Vermögen entscheiden zu dürfen. Warum nicht sein Geld zur Hauptsache der zweiten Ehefrau oder der geliebten Person zuhalten, mit der man die letzten Jahre seines Lebens glücklich war? Warum nicht das angestammte Familienvermögen an die Stiefkinder umleiten? «Die Familie ist die Kernzelle der Gesellschaft, und da ist es logisch, dass das Vermögen hauptsächlich an die nächste Generation gehen soll. Mit den Pflichtteilen wird auch verhindert, dass man aus einer Laune heraus etwas verfügt, was man eigentlich gar nicht will», meint Wolf. Auch Flückiger findet es nicht nötig, dass das Recht jeden ge-

Warum nicht das angestammte Familienvermögen an die Stiefkinder umleiten?

behandelt werden und die Eltern nicht dem Lieblingskind den Grossteil des Vermögens hinterlassen können.»

Die meisten Erbstreitigkeiten entstünden aus enttäuschten Erwartungen, erzählt der Anwalt und Notar. «Jedes Kind will von den Eltern gleich geliebt werden wie seine Geschwister. Nachkommen haben deshalb grosse Mühe damit, wenn sie ungleich behandelt werden. Wenn es zu Erbstreitigkeiten kommt, so geht es fast immer darum, dass sich einer der Nachkommen zurückgesetzt fühlt und frustriert ist.»

Erbanspruch und Pflichtteil

Gesetzliche Erben	Erbanspruch, in Bruchteilen des Nachlasses	GELTENDES RECHT	NEU
		Pflichtteil heute, in Bruchteilen des Erbanspruchs	Pflichtteil neu, in Bruchteilen des Erbanspruchs
Nachkommen, wenn Erblasser keinen Ehegatten hat	1/1	3/4	1/2
Nachkommen, wenn Erblasser Ehegatten hat	1/2	3/4	1/2
Ehegatte, wenn Erblasser Nachkommen hat	1/2	1/2	1/2
Ehegatte, wenn Erblasser keine Nachkommen, aber Eltern hat	3/4	1/2	1/2
Eltern, wenn Erblasser keine Nachkommen, aber Ehepartner hat	1/4	1/2	Kein Pflichtteil mehr

QUELLE: BUNDESAMT FÜR JUSTIZ

«Man schafft hier viel Rechtsunsicherheit.»<



Die meisten Erbstreitigkeiten entstehen aus enttäuschten Erwartungen.

sellschaftlichen Trend mitmache. Überhaupt werde die Problematik rund um die Patchwork-Familien überschätzt. Mit einem Erbvertrag könne man schon heute individuell angepasste Lösungen finden, und selbst ohne Erbvertrag könnten Verheiratete ihren Stiefkindern drei Achtel des Vermögens hinterlassen; zudem seien Kinder aus zusammengewürfelten Familien gegenüber den eigenen Eltern ebenfalls erbberechtigt.

Hinzu kommt ein weiterer wichtiger Punkt: Je freier eine betagte Person über ihr Vermögen bestimmen kann, desto grösser ist das Risiko, dass sie von ihrem Umfeld bedrängt wird und dies Erbschleicher inner- und ausserhalb der Familie anlockt. Flückiger sieht hier beträchtliche Gefahren. «Die Leute werden älter, sind auf Pflege angewiesen und geraten dadurch in Abhängigkeiten. Nicht alle können auf liebe, uneigennützig Nachbarn zählen, die ihnen im Alltag helfen. Wer hilfsbedürftig ist und Vermögen besitzt, wird schnell einmal skrupellos ausgenutzt, vor allem wenn sich Anzeichen von Demenz zeigen. Da gibt es Bekannte, die sich beispielsweise ein Kaufrecht für die Liegenschaft geben lassen oder die direkt das Haus der betagten Person zu einem Spottpreis erwerben. Mir sind auch Fälle bekannt, in denen Pflegerinnen, die die betagte Person zu

Hause betreuen, die Situation ausnützen. Oder es tauchen plötzlich neue «Freunde» auf, die sich grosse Geschenke machen lassen. Es gibt unzählige Fälle, in denen die Kinder verzweifeln, weil ihre Eltern unter Beeinflussung stehen. Wir hatten kürzlich den Fall einer Frau, die einem Handwerker, der mehrmals in ihrer Liegenschaft zu tun hatte, 20 000 Franken gab. Als die Tochter davon erfuhr, stellte sie den Mann zur Rede, worauf dieser unverfroren behauptete, die Frau habe ihm das Geld unbedingt schenken wollen.» Auch weitere «Schenkungen» der unter schleichender Demenz leidenden Mutter konnten nicht verhindert werden.

Sommarugas Handschrift

Zwar können die Nachkommen Schenkungen, die in den letzten fünf Jahren vor Ableben getätigt wurden, wegen Verletzung der Pflichtteile gerichtlich anfechten und versuchen, ein Testament oder einen Erbvertrag wegen Urteilsunfähigkeit für ungültig erklären zu lassen. In der Praxis ist es allerdings schwierig, zu beweisen, dass der verstorbene Elternteil nicht mehr in genügendem Besitz seiner geistigen Kräfte war. «Die Pflichtteile wirken hier wenigstens noch als Notbremse, die man nicht mehr weiter schwächen sollte», meint Flückiger.

In einem Punkt trägt die Erbrechtsvorlage die Handschrift der früheren SP-Justizministerin. Es geht um eine neuartige Härtefallklausel für Frauen, die von ihrem Lebenspartner – aus welchen Gründen auch immer – nicht abgesichert wurden und durch seinen Tod in finanzielle Schwierigkeiten geraten. In solchen Fällen soll die Betreffende künftig von den Erben bis zu einem Viertel der Erbschaft als Unterhaltsrente fordern beziehungsweise gerichtlich erstreiten können; ob der Verstorbene nebenbei verheiratet war und die Gefährtin lediglich die Geliebte war, spielt keine Rolle. Es braucht nicht viel Fantasie, um sich die Streitigkeiten vorzustellen, die sich aus solchen Konstellationen ergeben können. «Man schafft hier viel Rechtsunsicherheit und provoziert Gerichtsverfahren, das Ganze ist sehr konfliktträchtig», so Wolf.

Klar ist auch, dass der Staat damit massiv in die Privatautonomie des Verstorbenen eingreifen würde, der sich im Jenseits nicht mehr wehren kann. Das verträgt sich denkbar schlecht mit der erklärten Absicht des Bundesrats, dem Erblasser mehr Freiheit zu geben. Schliesslich muss man sich fragen, was ein solch sozialpolitisch motivierter Anspruch Dritter im Erbrecht verloren hat. Für Frieden in der Familie, wie ihn Eugen Huber anstrebte, wird er ganz sicher nicht sorgen. ○



Neuer, gesünder, schmackhafter.

«Figgi und Müli» dank Rahmenvertrag

Wer die Gentechnologie als ökologische Chance betrachtet, muss dem Abkommen mit der EU unbedingt zustimmen. Es wird die rigiden Schweizer Beschränkungen langfristig knacken.

Von Beda M. Stadler

Beim Brettspiel Mühle gibt es die Konstellation «Figgi und Müli» – in Oberschwaben auch «Fickmühle» genannt –, bei der ein Spieler mit jedem Zug gewinnt. Das EU-Rahmenabkommen schafft für Gentech-Freunde genau diese Situation. Für einmal scheinen aber Gewinner und Verlierer von ihrem Glück noch wenig mitbekommen zu haben. Es ist, zugegebenermassen, auch ziemlich kompliziert.

Grundsätzlich erleichtert das Abkommen die Aus- und Einfuhr von landwirtschaftlichen Gütern. Handelshemmnisse und Zölle sollen eliminiert werden. Grundsätzlich schränkt die EU die klassische Gentechnologie weniger streng ein als die Schweizer Regierung, welche ein entsprechendes Moratorium ohne Volksentscheid bereits dreimal verlängert hat.

Durchforstet man die Unterlagen zum Rahmenabkommen auf der Website des Bundes, findet man keinen Klartext zur Gentechnik. Mir ist einzig diese Passage aufgefallen: «Neben dem Abbau dieser sog. tarifären Handelshemmnisse sollen auch alle nicht-tarifären Handelshemmnisse eliminiert werden: Beispielsweise unterschiedliche Vorschriften bei der Produktion (etwa bezüglich der Verwendung von Zusatzstoffen), bei der Beschaffenheit (zum Beispiel Fruchtanteil in Joghurts) oder der Zulassung von Produkten (etwa Pflanzenschutzmittel).»

Der Knackpunkt beim Gentechnik-Tabu versteckt sich im Begriff «Pflanzenschutzmittel». Der Protest gegen den Unkrautvertilger

Glyphosat steht stellvertretend für den Kampf gegen die Gentechnik. Man hat wahrscheinlich eingesehen, dass die grüne Gentechnik nicht aufzuhalten ist. Also verlegt man den Kampf in die Pseudomedizin und macht Glyphosat zur krebserregenden Substanz.

Den Verfassern des Rahmenabkommens schien das Wort «Pflanzenschutzmittel» wahrscheinlich nicht besonders verhänglich, da gerade bei diesem Thema die EU auch sehr zwielichtig dasteht. Sobald die Gentechnik-Gegner aber

Die EU hat ihre eigenen Forscher desavouiert, die zusehends aufbegehren.

herausfinden werden, dass sie voraussichtlich zu den Verlierern gehören, werden die Proteste wohl aufflammen. Man kann nur hoffen, dass sie nicht mehr ernst genommen werden.

Auf den ersten Blick stehen die Gen-Gegner zwar als Gewinner beim Rahmenvertrag da. Schliesslich hat der Bundesrat kürzlich einen Grundsatzentscheid gefällt, welcher moderne Verfahren wie CRISPR/Cas weniger streng reguliert als die alte Gentechnik. Dieser Fortschritt wurde von der Wissenschaft sehr begrüsst, würde durch den Rahmenvertrag aber in Frage gestellt. Die EU stuft die neuen Verfahren nämlich gleich ein wie die alte Gentechnik. Vorläufig zumindest.

Die Haltung ist in der EU allerdings umstritten. Sie hat damit ihre eigenen Forscher desavouiert, die zusehends aufbegehren. Sogar die letztjährigen Chemie-Nobelpreisträger warnten vor überzogenen Gentechnik-Ängsten. Sie wiesen darauf hin, dass die gezielte Veränderung von Genstrukturen an sich nichts Neues ist. Seit Jahrtausenden greift der Mensch mit Züchtungen ins Erbgut der biologischen Welt ein. Als Beispiel sei die Domestizierung von Hunden erwähnt. Dies wiederum zeigt, auf welchem Niveau heute ein Nobelpreisträger argumentieren muss. Die Wissenschaft ist im politischen Diskurs buchstäblich auf den Hund gekommen.

Es ist also durchaus denkbar, dass es in nächster Zeit bei der EU zu einem Umdenken kommt. Falls es nicht dazu käme, ergäbe sich nach einer Annahme des Rahmenabkommens ein paradoxes Szenarium: Wir übernehmen die weniger strenge Gesetzgebung der EU für die alte Gentechnik, dafür begraben wir den Hoffnungsschimmer, die neue Gentechnik vernünftiger zu regulieren.

Trotzdem könnten Schweizer Konsumenten, welche die Genphobie für einen Humbug halten, vom Rahmenabkommen profitieren. Denn der Widerspruch ist theoretischer Natur. Die neuen gentechnischen Verfahren sind nämlich Natur pur – und damit auch nicht nachweisbar. Sie betreffen Veränderungen im Erbgut, die von

sich aus passieren können. Und falls der Mensch dabei etwas nachhilft, kann das nur nachgewiesen werden, falls der Urheber blöd genug ist, es auszulaudern.

Die neueren, gesünderen, schmackhafteren, länger haltbaren und nachhaltig hergestellten Nahrungsmittel werden leider so oder so nicht in der Schweiz produziert werden. Als Folge des unsinnigen Moratoriums haben wir den Anschluss an die grüne Gentechnik längst verpasst. China gehört schon heute zu den führenden Nationen auf diesem Gebiet. Es ist anzunehmen, dass die Chinesen nicht jedem unter die Nase binden werden, unter welchen Bedingungen ein Apfel oder ein Huhn genau entstanden sind. Nachweisen lässt sich der Eingriff ins Erbgut, wie bereits dargelegt, nicht. Es könnte höchstens sein, dass unsere Biobauern etwas neidisch werden, wenn ausländische Kartoffeln plötzlich ohne Einsatz von Pestiziden resistent sind gegen Krautfäule.

Unwissen bewahrt vor Erkenntnis

Der Rahmenvertrag bringt den Gentechnik-Befürwortern also «Figgi und Müli». Selbst gen-affine Gemüter werden die Genveränderung in der Kastanie aus China nicht bemerken. In einer kürzlich im Magazin *Nature Human Behaviour* veröffentlichten Studie hat man festgestellt, dass Gentechnik-Skeptiker ohnehin so gut wie nichts über die Technologie wissen.

Bei der Studie wurde das objektive Wissen der Befragten mit ihrer eigenen Einschätzung ihres Kenntnisstandes zur Gentechnik verglichen. Diese Daten wurden daraufhin mit der Ablehnung gegenüber der Technik verglichen. Das Resultat ist erschütternd für jeden, der an die Errungenschaften der Aufklärung glaubt: Es stellte sich heraus, dass die erbittertsten Gentechnik-Gegner am meisten zu wissen glaubten, obwohl sie nichts davon verstanden. Je grösser das Unwissen, desto militanter die Ablehnung genetischer Veränderungen.

Ich selber gehöre zu der Gruppe von Konsumenten, die somit vom EU-Rahmenvertrag profitieren könnten. Diese Gruppe würde ich als rationale Menschen bezeichnen, welche das Übernatürliche oder andere Glaubensformen in der Landwirtschaft ablehnen. Allein weil ich versuche, nichts, was bio ist, beim Grossverteiler einzukaufen, werden für mich die normalen Nahrungsmittel bereits heute zu gesünderen Produkten. Um der Zwangsverfütterung mit Bionahrung zu entfliehen, muss ich mich nämlich beim Einkaufen bücken, in die Knie gehen oder strecken, weil auf Augenhöhe fast nur noch Bioprodukte im Regal sind.

Dieser derzeitige Fitnessseffekt beim täglichen Einkauf würde leider in Zukunft dahinfallen, wenn die Konsumenten gemerkt haben, dass man mit der Gentechnik nachhaltigere Produkte herstellen kann.

Beda M. Stadler ist Biologe und emeritierter Professor der Universität Bern.

Gegenrede

Fluglärm-Blackout

Der rote Kolumnist aus Brig träumt.
Genau wie die Politiker in Zürich und Bern.

Von Klaus J. Stöhlker

Was Peter Bodenmann, der vom SP-Präsidenten zum Feuilletonisten aufgestiegen ist, unter dem Titel «Retten die SBB die Zürcher Goldküste vor mehr Fluglärm?» (*Weltwoche* Nr. 3/19) über den Luftverkehr im Raum Zürich geschrieben hat, hat die Präzision und Qualität der Berichterstattung über die Erstbesteigung des Matterhorns. Auch über diese Begebenheit weiss man ziemlich wenig, und doch äussert sich alle Welt darüber munter ins Ungefähre hinein.

Als Anwohner der seit über vierzehn Jahren vom Fluglärm stark betroffenen Zone zwi-



Es leidet der Mittelstand: Opfikon-Glattbrugg.

schen dem Flughafen Zürich und der Forch darf ich hier festhalten: Es sind nicht die Villenbesitzer am Zürichsee, die hauptsächlich vom Fluglärm betroffen sind, sondern vielmehr die noch verbliebenen Zehntausenden von SP-Wählerinnen und -Wählern zwischen Opfikon und Dübendorf bis in die stark SP-lastige Gemeinde Gockhausen, wo zahlreiche linksgrüne Wissenschaftler von Zürcher Hochschulen zu Hause sind.

Nicht die Reichen leiden also unter dem Fluglärm, sondern der von der SP umschwärmte Mittelstand, der denn auch von Zürcher SP-Exponenten im Kampf gegen Fluglärm, Umweltverschmutzung und Gesundheitsgefährdung unterstützt wird. Davon weiss man allerdings im Wallis an der Saltina nichts, wo das bodenmannsche Hotel in erster Linie von Cars aus Deutschland angesteuert wird, die eine enorme CO₂-Belastung verursachen. Doch diese will der Walliser Hotelier lieber nicht zur Kenntnis nehmen.

Der Fluglärm ist die Folge davon, dass die für die Swiss verantwortliche deutsche Lufthansa

den Flughafen Zürich Kloten zu einem «Hub plus» gemacht hat, der bei weitem nicht mehr dem entspricht, was dessen Schweizer Gründer gewollt hatten – einen Landesflughafen.

Kloten ist vielmehr zu einem Umsteigeflughafen geworden, wo die Lufthansa mit ihren Töchtern, etwa Swiss und Edelweiss, von sechs Uhr morgens bis halb zwölf Uhr abends Umsteigepassagiere aus aller Welt empfängt und gleich weitertransportiert. 20 Prozent des Passagier- und Cargo-Volumens kommen aus Baden-Württemberg und Bayern. Die Kunden benutzen Kloten als Flughafen in die Welt hinaus. Doch die Gesundheits- und Lärmrisiken fallen fast ausschliesslich in der Schweiz an.

Keine Schweizer Partei, weder die FDP noch die SVP, hat diese Entwicklung verhindert. Im Unterschied zu den süddeutschen Politikern, die jeden Fluglärm über dem Südschwarzwald mannhaft erfolgreich bekämpft haben, blieben ihre Zürcher Kollegen in ihren lärmfreien Vorzugswohnungen und -häusern sitzen.

Wenn ich diese sich bürgerlich nennenden Schweizer Politiker auf den Fluglärm ansprach, zuckten sie verzweifelt die Schultern. Unter der politischen Peitsche eines Beat Walz, der in Bern die FDP-Fraktion führt, wagte kein National- oder Ständerat, eine eigene Meinung in Sachen Flughafen zu vertreten.

Träume der Politiker

Nicht für zuständig erklärten sich auch die meisten Vertreter der sozialdemokratischen, grünen und grünliberalen Minderheit. Sie alle, die Umwelt und Gesundheit zu verteidigen vorgeben, duckten sich unter dem Diktat ihrer Fraktionschefs.

Auch Peter Bodenmann lebt vom internationalen Tourismus, einem der grössten Umweltsünder der Welt. Wie alle Sünder, auch die grossen Luftfahrtgesellschaften, die in der Schweiz rund 20 Prozent des CO₂-Ausstosses verursachen, glaubt er an Wunder, nämlich an elektrisch betriebene Lufttaxis. Er wird das nicht mehr erleben. So ist das mit den Träumen der Politiker.

Nun drohen uns zusätzlich Südstarts ab Kloten. Es war CVP-Bundesrätin Doris Leuthard, die solche erzwungen hat, um ihren Heimatkanton Aargau zu schonen.

Klaus J. Stöhlker ist Mediensprecher der Stiftung gegen Fluglärm, Zürich.



Dahinter verbirgt sich George Soros' Grundstück auf Long Island.



Obamas Sitz in Washington.



Haus der #MeToo-Erfinderin

Zaunkönige und Klagemaurer

Amoralisch, nutzlos, menschenverachtend: Trumps Feinde schiessen mit grobem Geschütz gegen die Mauer-Pläne des Präsidenten. Wie wohnen eigentlich jene, die am lautesten protestieren? Eine kurze Tour entlang den eindrücklichsten Schutzzäunen und Privatmauern. Von Urs Gehrig

Der längste Shutdown der amerikanischen Geschichte ist Geschichte. Doch der nächste droht schon bald. Trump zeigt sich entschlossen, sein wichtigstes Wahlversprechen einzulösen: die «grosse, schöne Mauer»! Um der illegalen Einwanderung den Riegel zu schieben. Ebenso entschlossen sind seine Feinde, die Demokraten. Keinen Sack Zement wollen sie ihm für diesen «unmoralischen, nutzlosen Wahnsinn» zugestehen.

Einer der Ersten, der gegen Trumps Grenzschutz aufbegehrte, war sein Amtsvorgänger. «Eine endlose Mauer entlang unserer Grenzen», so Obama im Sommer 2016, «steht im Widerspruch zu unserer Geschichte als der Schmelztiegel der Welt.»

Heute wohnt der Ex-Präsident im privilegierten Washingtoner Quartier Kalorama. Dort habe er eine «zehn Fuss hohe Mauer» um sein Haus gebaut, twitterte Trump neulich, «die USA brauchen auch so ein Ding, in etwas

grösserer Ausführung». «Fake News!», tönte es postwendend. Obama schütze sein Haus weder mit Stein noch mit Draht.

Die Suche nach der Wahrheit gestaltet sich hürdenreich. Denn die Strasse, die zu Obamas 8,1-Millionen-Dollar-Villa führt, ist auf beiden Seiten abgesperrt. Mit dreifach gestaffelter Betonblockade, verstärkt durch Eisengitter – und bewacht von Polizeistreifen, wie die konservative News-Site *Daily Caller* filmisch dokumentierte. Was zeigt: Der Streit um die angebliche Obama-Mauer ist obsolet. Die Sicherheitsmassnahmen sind so rigid, dass Unbefugte gar nicht erst in die Nähe der Obamas gelangen können.

Schützen, was man liebt und hegt

Anders ausgedrückt: Das Wohl von Mr und Mrs Obama und ihren Töchtern steht auf dem Spiel. Ergo gehören sie geschützt. Genau darum geht es Trump mit dem Grenzschutz. Um

die Sicherheit für Amerikas Frauen, Männer und Kinder. Man sorgt dafür, dass niemand unbefugt ins Land dringt. Und man lässt nur rein, wem man Einlass gewähren will.

Szenenwechsel. Die Hamptons auf Long Island, der Landzipfel der Superreichen, eine gute halbe Stunde Limo-Fahrt östlich von Manhattan. Hier an der Old Town Road steht ein Exemplar einer Mauer, die Trump zu Tränen rühren würde. Ihr Besitzer: George Soros, einer der reichsten Menschen der Welt (Vermögen: 23 Milliarden Dollar), Gründer der Open Society Foundations und Wortführer für offene Grenzen. Auf Google Maps gleitet das Auge sanft entlang der Mauer. Über Hunderte Meter zieht sie sich hin, drei Meter hoch, in blankem Weiss, und sieht ein bisschen aus wie weiland der antiimperialistische Schutzwall mitten durch Berlin.

George Soros hat die drei Regeln des eleganten Mauerdiskurses begriffen: Erstens, man



Clooney-Villa «Oleandra» am Comersee.



Stephen King vor seinem Schösschen in Maine.



Milano in L. A.



Katy Perrys Anwesen in Beverly Hills.



Hier lebt Barbra Streisands in Malibu.

muss schützen, was man liebt und hegt, mit Wächtern, Kameras und einer sicheren, hohen Mauer. Zweitens, man spricht nicht darüber. Drittens, man spricht stattdessen von offenen Herzen und freizügigem Aufnahme-recht für Immigranten.

Clooney: «Neugierige Quälgeister»

Einer, der die Mauerrhetorik brillant beherrscht, ist Hollywood-Beau George Clooney.

Flüchtlinge hat er – wie die meisten Mauerredner – in seinem Kreis bisher keine aufgenommen. Dafür spricht er umso engagierter über Trumps «böse Mauer». Auch Clooney war einer der Ersten, der seine Stimme im Protest erhob. «Wir werden diese Mauer nicht bauen», proklamierte er 2016, noch ehe Trump Präsident war.

Wenn es um sein Privateigentum geht, will allerdings auch der Vater von kleinen Zwillingen von offenen Herzen und Grenzen nichts wissen. Gitter, Mauern, Zäune säumen seine Villa «Oleandra» am Comersee (für zehn Millionen Dollar vom Ketchup-König Heinz erstanden). Die benachbarte Villa «Margherita» hat er gleich dazugekauft – um zu verhindern, dass diese sich «zu einem Schlangennest neugieriger Quälgeister» verwandelt, wie der *Hollywood Reporter* berichtete. Damit war der Sicherheit für Clooney und seine Angetraute

Amal allerdings noch nicht Genüge getan. Die Comer Stadtverwaltung hat dem hohen Gast aus Hollywood in einem Sondererlass gewährt, den Transitverkehr vor seiner Villa strikt zu unterbinden. Dergestalt abgeschirmt, lässt der Kaffee-kapselkönig im Anwesen an der Via Vecchia Regina 20, inmitten seines botanischen Gartens samt Freilufttheater und Schwimmbad fröhliche Feste steigen, dies in

Schliesslich wollen sie alle dasselbe, die Promis und Superreichen. Schutz des Eigentums.

assortierter Gesellschaft ausgekochter Trump-Verächter wie Brad Pitt, Matt Damon oder Robert-«Down with this Trump mother-fucker»-De-Niro, die ihrerseits allesamt ihr Eigentum mit schönen Zäunen respektive Sicherheitspersonal schützen.

Doch Zaun hin, Mauer her, im Sommer 2017 vermeldete Clooney, o Schreck, Folgendes: «Letzte Woche bezwangen Fotografen von *Voici* unseren Zaun, kletterten auf einen Baum und fotografierten illegalerweise unsere Kinder in unserem Haus.» Mr Cool kochte vor Wut. Man werde die Eindringlinge die volle Härte des Gesetzes spüren lassen. «Die Sicherheit unserer Kinder verlangt das.»

Sicherheit? Kinder? Privatsphäre? *Ecco!* Das versteht doch wohl jeder, nicht?

Das Gute daran, wenn man sich ausschliesslich unter Gleichgesinnten und Fans bewegt: Man darf Trump auf die Kappe scheissen, sich über dessen Mauer lustig machen, und niemand bezichtigt einen der Heuchelei – selbst wenn man für sein Hab und Gut dasselbe beansprucht, was Trump für das ganze Land verlangt.

Stephen Kings Gusseiserne Schloss-Gitter

Denn schliesslich wollen sie alle dasselbe, die Promis und Superreichen. Schutz des Eigentums. Mit Zaun und Mauer. Je reicher und grösser das Gut, desto höher soll die Mauer sein. Man will ja nicht, dass sich Ungebetene mir nichts, dir nichts Zutritt verschaffen.

Stephen King, zum Beispiel, der Zeremonienmeister der Gänsehaut. Auch er geizt nicht mit Kraftausdrücken gegen Trump. «*Fuck your wall... Fuck dein Eitelkeitsprojekt.*» Und wo lebt er? In einer Villa, die er schützt wie ein König sein Schloss, mit gusseisernen Gittern.

Oder Katy Perry, Rotzröhre und Hillary-Cheerleaderin, wohnt hinter Eisenzäunen, Zwei-Meter-Toren, eingefasst von Steinsäulen.

Alyssa Milano, #MeToo-Erfinderin, die sich über das Crowdfunding von Militärveteranen



Inside Washington

Heckenschützen

Die Demokraten rüsten zum Krieg – zum parteiinternen Bürgerkrieg.

Nancy Pelosi, die Vorsitzende des Repräsentantenhauses, ist die offizielle Chefin der Demokratischen Partei und deren Einpeitscherin. Sie bot dem Präsidenten der Vereinigten Staaten erfolgreich Paroli, so dass er seine Rede an die Nation vom Januar auf diese Woche verschieben musste. Aber das genügt der neu gewählten Alexandria Ocasio-Cortez und ihren sozialistischen Genossen bei den Demokraten nicht. Sie verlangen mehr Einfluss und sind bereit, dafür Blut zu vergiessen.

Cortez' Stabschef, Saikat Chakrabarti, erzählte dem Magazin *Politico*, dass die Demokratische Partei in der «Geiselhaft radikaler Konservativer» stehe, die sich einer sozialistischen Erneuerung widersetzen. Mit Blick auf das parteiinterne Schlachtfeld gibt sich der selbsternannte General unerbittlich: «Dem müssen wir entgegengetreten.»

Die sogenannten Justice Democrats, die die linke Ocasio-Cortez, 29, portiert haben, versprechen nun: «Es wird in der Partei zum Krieg kommen; dafür sorgen wir.»

Sie könnten jedoch schnell ins Sperrfeuer geraten. Gemässigte Gruppierungen der Demokraten sind wütend, dass die von Ocasio-Cortez angeführten Agitatoren bei den Primärwahlen im nächsten Jahr die Amtsinhaber mit Gegenkandidaten konfrontieren wollen. Ein bestandener Abgeordneter hat den New Yorker Demokraten bereits empfohlen: «Fordert Ocasio-Cortez mit einem Gegenkandidaten heraus, damit sie nach einer Amtsperiode gehen muss.»

Vor kurzem feuerte der altgediente Abgeordnete Emanuel Cleaver einen Warnschuss ab. «Sicher meint es Frau Cortez gut. Aber sie hält sich nicht an die Devise, die Eigenen niemals anzugreifen. Wir brauchen keine Heckenschützen.»

Im Klartext: Es könnte hässlich werden.
Amy Holmes



«Schütze Hab und Gut und was dir heilig ist»: Schweizer Garden im Vatikan.

für die Mauer mokiert: Auch sie schützt ihre Familie in ihrer Beverly-Hills-Villa mit dicken Mauern.

Und wo wohnt Taylor Swift, das Goldkehlchen des Zuckerwasserpops? Hinter vier Meter hohen Wänden, ebenfalls in Beverly Hills.

Auch Komödiant und Brandredner wider den trumpschen Grenzwall, Jimmy Kimmel, bunkert sich ein hinter Mauern. Ein Schild warnt: «Bitte lächeln. Du wirst gefilmt.»

Ein besonderer Fall ist Jim Carrey. Der Komiker und Einsiedler verbarrikadiert sich in seinem Anwesen im Ranch-Style hinter Vier-Meter-Hecken, einer Art Dschungelpalisade, sowie Backsteinmauern mit Kameras und zeichnet sich den Trump-Frust von der Seele.

Carrey bezeichnet sich als «konservativen Demokraten, denn ich mag keine Grenzen».

Seit 2016 hat er über hundert Anti-Trump-Karikaturen gezeichnet, eine Passion, «die an Obsession grenzt» (*New Yorker*). «Ich bekämpfe ihn bis zum Ende», sagt er über Trump. Carrey bezeichnet sich als «konservativen Demokraten, denn ich mag keine Grenzen». Denn Grenzen sind hässlich, ausser es sind die eigenen.

Auch Mark Hamill alias Luke Skywalker, der von Trump sagt, er sei schlimmer als Darth Vader, schwört auf sichere Grenzen. Eine Palisade aus Stahlstangen, die in fiesen Flügelspitzen enden, säumt sein Anwesen. Wehe dem, der auf die absurde Idee kommt, diesen Wall bezwingen zu wollen – *may the Force be with him*.

Von Küste zu Küste heulen die Protest sirenen wider die trumpsche Mauer. Barbra Streisand, leidenschaftliche Trump-Hasserin, hat eben ihr neustes Œuvre vorgelegt (der Titel

lautet – dreimal darf man raten – «Walls»), auf dem sie mit tränenweicher Stimme lamentiert: «Walls that are made of stone / Keeping us apart and alone».

Allein sein. Genau das nimmt der «Hello, Dolly!»-Star für sich in Anspruch, wenn er von der Bühne tritt. Aus Angst vor Paparazzi, fanatischen Fans und Kidnappern zog sich Streisand 1972 auf ein Felsplateau bei Malibu zurück, 20 Meter über dem tosenden Pazifik. Die Rückseite ihres Klippenparadieses lässt sie sich durch einen «elektrischen Zaun und Wachhunde» absichern, wie Reporter von *Gardeninggonewild.com* bestätigen.

«Vater der Lügen»

Mit der Mauer-Moral ist es ein Kreuz. Man trägt sie locker auf der Zunge, aber wer lässt den wohlfeilen Worten auch Taten folgen? Vom Stellvertreter Gottes darf man sie erwarten.

Als Trump neulich twitterte: «Build a wall and crime will fall», geisselte Franziskus, zu Besuch in Panama: Der «Vater der Lügen» wolle die Menschen spalten. Die Presse hat die päpstliche Trump-Schelke wie warme Milch geläpelt. Wer Mauern baue, säe Angst. Und «Angst macht uns verrückt», legte der Barfusswäscher nach, ehe er sich wieder in seinen Zwergstaat zurückzog, hinter die 3,2 Kilometer lange Mauer, in die grösste Trutzburg der Welt, bewacht von der italienischen Polizei, dem Geheimdienst und 135 Schweizergardisten, die den Päpsten seit 513 Jahren mit dem eigenen Leib und Leben zu Schutze stehen.

Denn auch der Pop-Papst lebt nach der Devise «Schütze Hab und Gut und was dir heilig ist». Mit Mauer, Zaun und Wächter. Vernünftig nennt man dieses Handeln. Und verantwortungsvoll. Ausser bei Trump. Wenn er das Gleiche tut, ist es «Teufelswerk». ○

Bahn frei für neue Nuklearwaffen

Von Hansrudolf Kamer — Die Kündigung des Mittelstreckenabkommens durch die Präsidenten Trump und Putin machen strategische Veränderungen deutlich. Vor allem den Aufstieg von China.



Die Präsidenten Amerikas und Russlands haben den Vertrag über nukleare Mittelstreckensysteme (INF), der 1987 von ihren Vorgängern Reagan und Gorbatschow unterzeichnet worden war, auf den Müllhaufen der Geschichte geworfen. Was einst als Durchbruch gefeiert und als Pfeiler höchster Stabilität gelobt worden war, hat den Epochenwandel nicht überlebt.

In Europa herrscht eine leicht bestürzte, aber keineswegs aufgebrachte Stimmung. Die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel, eingedenk der historischen Rolle ihres Landes beim Zustandekommen des Abkommens, unterstützte die Kündigung durch Präsident Trump. Die Nato stellte sich ohne Wenn und Aber hinter den Schritt.

Abrüstungsverträge sind nicht für die Ewigkeit gebaut. Sie sind in der Sicherheitspolitik nur ein Mittel von mehreren. Sie dienen in einer bestimmten Situation für eine bestimmte Zeit einem bestimmten Zweck. Sie werden obsolet, wenn die Bedingungen sich ändern, auf denen sie basieren: die technische Entwicklung, das politische Umfeld, die Natur der Sicherheit.

China hat leistungsfähige nukleare und konventionelle Mittelstreckenraketen entwickelt, die beispielsweise den amerikanischen Stützpunkt auf Guam im Pazifik und Alliierte der USA erreichen können und amerikanische Flugzeugträger bedrohen. Der Iran ist im gleichen Geschäft, und seine Raketen können mittlerweile Europa treffen.

Der Wettlauf erzwang die Abrüstung

Peking hat sich stets geweigert, dem INF-Vertrag oder einem Pendant beizutreten, weil es sich in seiner Rüstungsentwicklung nicht ein-

In Europa herrscht eine leicht bestürzte, aber keineswegs aufgebrachte Stimmung.

schränken lassen will. Russland als Rechtsnachfolger der Sowjetunion hatte schon 2007 erklärt, der Vertrag entspreche nicht mehr russischen Interessen, und mit einer Kündigung gedroht. Moskau wirft Washington ausser-

dem vor, die Raketenabwehr, die zum Teil in Europa stationiert wird, widerspreche dem Abkommen.

Das stimmt allerdings nicht, denn weder Abwehrtests noch Bodeninstallationen, noch Abfangraketen selber werden vom Vertrag erfasst. Washington bemängelt seit längerem den russischen landgestützten Marschflugkörper 9M729 (Nato-Code: SSC-8). Die Cruise Missile sei getestet und stationiert worden und falle in den Reichweitenbereich des Abkommens (mehr als 500 Kilometer). Russland bestreitet dies: Die maximale Reichweite sei 480 Kilometer.

Die meisten westlichen Politiker und Experten stimmen mit Washington überein, was die Vertragsverletzung betrifft. Die Meinungen gehen auseinander, ob die Kündigung eine kluge Sache sei, weil sie einen Rüstungswett-

lauf auslösen und Beschränkungen anderer Waffenkategorien aushebeln könnte.

Dieses Argument war schon zu Zeiten des Kalten Kriegs sehr beliebt. Die Erfahrung zeigt allerdings, dass das INF-Abkommen nur zustande kam, weil der Westen nachrüstete und als Antwort auf die sowjetischen SS-20 amerikanische Raketen und Cruise Missiles in Europa stationierte. Der Wettlauf erzwang die Abrüstung.

Doch das sind im Grunde olle Kamellen. Die Milchmädchenrechnung lautet: Wenn der eine aufrüstet und der andere sich nicht mehr an die Bestimmungen hält, ist der Dritte der Dumme – in diesem Fall Amerika. Die multipolare Sicherheitspolitik ist komplizierter als die alte.

Die Amerikaner verfügen zwar über seegestützte Mittelstreckenraketen im Pazifik, doch sie haben keine landgestützten. Nur auf dem Land lassen sich Missiles und Marschflugkörper in genügender Zahl aufstellen, um eine abschreckende Wirkung zu erzielen und die gegnerische – chinesische – Aufrüstung zu kompensieren. Die anderen Plattformen – Flugzeuge, Unterseeboote, Marineschiffe – sind wesentlich teurer und dienen als Ergänzung und Reserve.



Müllhaufen der Geschichte: Gorbatschow (l.), Reagan, 1987.

Britanniens glänzende Zukunft

Die meisten Ökonomen sehen den Brexit als Gefahr. Beim Münchener Ifo-Institut überraschte der Wirtschaftsprofessor und frühere Thatcher-Berater Patrick Minford mit seinen Thesen. Trotz aller politischen Wirren ist er überzeugt: Der Brexit macht die Briten reicher. Von Florian Schwab

Noch ist alles möglich. Es ist denkbar, dass die EU sich in letzter Minute darauf einlässt, den Briten beim Thema Nordirland entgegenzukommen. Das britische Parlament hat signalisiert, dass es dann das Austrittsabkommen durchwinken würde, welches Theresa May mit der EU-Kommission ausgehandelt hat. Es ist aber auch denkbar, dass die EU stur bleibt und Grossbritannien am 29. März ohne Deal aus der EU austritt. Und es ist möglich, dass in Mays Regierung die Kräfte obsiegen, welche den Brexit verschieben oder ganz abblasen möchten.

In diese explosive Gemengelage fiel ein Auftritt des Brexit-Vordenkers Patrick Minford beim renommierten Ifo-Institut in München. Professor Minford, 75, ist Ökonom an der University of Cardiff. Er beriet bereits Margaret Thatcher in wirtschaftlichen Fragen. Heute gilt er als wichtigster ökonomischer Einflüsterer der sogenannten European Research Group, der von Jacob Rees-Mogg geleiteten Gruppe konservativer (Tory-)Parlamentarier für den Brexit.

Kontroverse Sprengkraft bekam die Zusammenkunft in München dadurch, dass das Ifo-Institut Grossbritannien am liebsten in der EU behalten möchte. Der ehemalige Präsident der Organisation, Hans-Werner Sinn, spricht sich für die Wiederholung des Brexit-Referendums aus – teilweise aus eigennützigen Gründen: Er befürchtet, dass die EU unter dem Wegfall ihres marktwirtschaftlichen Gewissens leiden werde. Aber auch den britischen Wählern, sagt Sinn, sei in der Brexit-Kampagne von den Austrittsbefürwortern ein X für ein U vorgemacht worden.

Protektionistischer Moloch

Der Brexit, so lautet die Haltung des Ifo-Instituts, sei schlecht für Grossbritannien und schlecht für die EU. Patrick Minfords These hingegen: Der Brexit ist gut für Grossbritannien, egal, wie sich die EU verhalte. Und das Brexit-Gebaren der EU war das sensibelste Thema in München. Über das letzte Jahr hatte das Ifo-Institut immer wieder an die Kommission und an die deutsche Bundesregierung appelliert, mit den Briten pfleglich umzugehen, um den wirtschaftlichen Flurschaden zu begrenzen. Bislang stiess diese Position auf taube Ohren. Eher im Gegenteil: Laut dem ehemaligen britischen Brexit-Staatssekretär Dominic Raab brüstet sich der Kabinettschef der Kommission, Martin Sel-



«...und das Leben geht weiter»: Premier May.

mayr, von Haus aus ein Bayer, damit, dass «Nordirland der Preis ist, den Grossbritannien für den Brexit zahlen muss».

Das derzeitige Verhalten der EU-Kommission verglich Minford mit einer «Prügelstrafe mit dem Rohrstock». Die EU wolle Grossbritannien übers Knie legen: «*You beastly Brits*», ihr garstigen Briten, «ihr wollt das EU-Empire verlassen. Nehmt das!», worauf er seinen Arm theatralisch herumsausen liess und das Pfeifen des Rohrstocks beim Durchschneiden der Luft imitierte: «Seht her, das passiert mit denen, die das Empire verlassen!» Auf diese Weise war das ernste Thema fürs Erste so weit aufgelockert, dass der Professor mit seiner Kernbotschaft fortfahren konnte.

Die EU, sagte Minford, liberalisiere im Inneren den Güterverkehr, aber sie sei nach aussen ein protektionistischer Moloch. «Sie zieht Zollschranken und regulatorische Mauern hoch», vor allem in den Bereichen Agrarwirtschaft und Industrie. Das komme zuvorderst den französischen Bauern und der deutschen Industrie zugute, den mächtigsten Brüsseler Lobbygruppen. Für die Konsumenten verteuern diese Zölle die betreffenden Güter durchschnittlich um 20 Prozent, rechnete der Brexit-Ökonom vor. «Durch die Mitgliedschaft in der EU sind wir gezwungen, europäische Güter zu überhöhten Preisen zu

ersterhen.» Nach einem Brexit hingegen könne der britische Konsument Nahrungsmittel aus den USA oder Autos aus Südkorea zum Weltmarktpreis kaufen, was das verfügbare Einkommen und den Wohlstand steigern. Worauf ein distinguiertes Herr mit Tweed-Jacke im Publikum kopfschüttelnd raunte: «Der spricht ja wie Boris Johnson!»

Am Rande des Showdowns beim Ifo-Institut konnte die *Weltwoche* mit Patrick Minford ausführlich über die aktuelle politische Aus-

«Grossbritannien ist kein Land, wo man so lange abstimmt, bis das Ergebnis stimmt.»

gangslage sprechen. Das Unterhaus hat am 14. Februar nächstmals Gelegenheit, sich mit dem Brexit zu befassen. Die grosse Frage ist, ob Theresa May bis dahin die vom Parlament verlangten Konzessionen von Brüssel bekommt.

Das bemerkenswerteste Ereignis der jüngeren Vergangenheit, sagt Minford, sei die Eini-gung der konservativen Partei vor den Parlamentsabstimmungen letzte Woche gewesen. Die Regierungspartei habe sich zusammenge-rauft und spreche jetzt mit einer Stimme: Der sogenannte *Northern Ireland backstop*, wel-

cher Grossbritannien dauerhaft in der EU-Zollunion halten könnte, sei unannehmbar. Minford, der gute Kontakte zu Tory-Parlamentariern hat, rechnet nicht damit, dass diese Einigung wieder zerbröselt. Sie werde von der Parteibasis breit getragen. Jeder Abweichler würde zwangsweise bei den nächsten Wahlen den Zorn der Wähler auf sich ziehen. Die Angst vor der «deselection», der Abwahl, mache die Runde.

«No deal» wahrscheinlich

Sofern die EU sich nicht bewege, sei der «No deal»-Brexit mittlerweile das wahrscheinlichste Szenario. «Je schneller wir aus der Zollunion draussen sind und Freihandelsabkommen mit Ländern ausserhalb der EU abschliessen können, desto besser.» Sollte die EU aber die Forderungen des britischen Parlaments erfüllen, dann sieht der Tory-Kompromiss eine verlängerte Übergangszeit bis 2021 vor, während der die neuen Beziehungen definitiv ausgehandelt werden sollen. Zudem würde Grossbritannien der EU die geforderten 39 Milliarden Pfund bezahlen. Aus prinzipiellen Gründen sei zwar «No deal» diesem Arrangement klar vorzuziehen, sagt Minford, aber aus politischen Erwägungen befürworte er gleichwohl den Kompromiss der Konservativen. «Ohne diesen würde der Brexit möglicherweise ganz abgeblasen.»

Was den «No deal»-Brexit betrifft, sieht Minford keine grösseren Probleme auf die Wirtschaft zukommen. Die Rückfallposition des Güterhandels auf Basis der Regeln der Welthandelsorganisation (WTO) sei sehr solide. Die EU könne nicht plötzlich sagen, dass die britischen Güter, welche jahrzehnte-

lang unsere Standards erfüllt hätten, von einem Tag auf den anderen nicht mehr konform seien. Sollte die EU plötzlich britische Güter willkürlich diskriminieren, könne Grossbritannien vor der WTO klagen.

Auch die Vorstellung, dass sich die Lastwagen an der Grenze am 30. März kilometerlang stauten, sei weltfremd. «Die Zollabfertigung findet heute nach den Regeln der WTO bereits vor dem Grenzübertritt auf elektronischem Weg statt.» Aufgrund dieser modernen Zolltechniken sei auch die Grenzziehung in Nordirland kein Problem. «Das ist ein von der EU künstlich als politische Waffe konzipiertes Problem», so Minford.

Damit widerspricht er dem Ifo-Doyen Hans-Werner Sinn, welcher der Meinung ist, dass die Briten die Probleme mit Nordirland bei der Brexit-Abstimmung zu wenig präsent gehabt hätten und von der «Leave»-Kampagne in die Irre geführt worden seien. Minford kontert: «Hans-Werner Sinn ist ein guter Freund von mir. Darum darf ich sagen: Das ist absoluter Unsinn.» Während des Abstimmungskampfs für das Referendum seien alle massgeblichen Argumente auf den Tisch gekommen, und jeder Wähler habe sich eine fundierte Meinung bilden können. «Grossbritannien ist kein Land wie Holland oder Irland, wo man so lange abstimmt, bis das Ergebnis stimmt.»

Zurück zu Minfords öffentlichem Auftritt vor den Bayern: Abschliessend warnte er die EU davor, ihre konfrontative Haltung fortzusetzen. Leider jedoch schienen die aggressiven Äusserungen von Guy Verhofstadt, Fraktionschef im EU-Parlament («*an unpleasant idiot*», ein unsympathischer Idiot), derzeit charakteristisch für Brüssel zu sein. Jetzt sei höchste Zeit, den Rohrstock wieder einzupacken. Sollte die Kommission ihre Bestrafungsaktion durchziehen, dann werde dies langfristig verheerende Auswirkungen auf die öffentliche Meinung in Grossbritannien haben. Doch die EU führe sich derzeit auf, als habe sie einen Krieg gewonnen und Grossbritannien zur Kapitulation gezwungen. Wie die Geschichte zeige, «vergiftet so ein Auftreten die gegenseitige Beziehung für mindestens eine Generation». Zustimmendes Raunen im Zuschauerraum.

Ginge es nach dem Publikum des Ifo-Instituts, man hätte wohl am selben Abend noch ein Freihandelsabkommen zwischen der EU und Grossbritannien unterzeichnen können. Nach seiner Rede wurde Minford von Zuhörern umgarnt, welche ihre Hoffnung ausdrückten, dass die wirtschaftlichen Beziehungen auch nach dem Brexit gut blieben. Ein Teilnehmer sagte, ihn erinnere der ganze Brexit-Alarmismus an die Angst vor dem Computer-Supergau zur Jahrtausendwende. «Am 30. März wachen wir alle auf, und das Leben geht weiter.»

Finanzen

Fette Zahlen

Der AHV-Steuer-Deal kann zum guten Geschäft für den Staat werden.

Die Eidgenössische Steuerverwaltung hat neue Informationen zum Projekt Steuerreform und AHV-Finanzierung (Staf) geliefert, die zeigen, wie flexibel das verwendete Zahlengerüst ist. Die am 19. Mai zur Abstimmung gelangende Vorlage, soll die günstigen Steuerbedingungen für sogenannte ausländische Statusgesellschaften abschaffen.

Diese unter äusserem Druck beschlossene Gleichschaltung der Besteuerung von ausländischen und schweizerischen Firmen kann zu einer Abwanderung der betroffenen Unternehmen führen. Als Gegenmassnahme sollen die kantonalen Unternehmenssteuersätze auf breiter Front verringert werden. Jeder Kanton hat seine eigenen Versprechen gemacht. In Politik und Verwaltung dominierte bisher die Ansicht, dass Kantone und Gemeinden alles in allem netto rund zwei Milliarden Franken an jährlichen Steuereinnahmen verlieren werden – und als Kuhhandel soll der AHV gleich viel zukommen, um die Gunst der Linken zu gewinnen.

Verdoppelte Schätzungen

Bisher waren die Bruttozahlen der Berechnungen nicht bekannt, nun skizzierte der Bund seine Schätzungen: Die Umstellung der Statusfirmen auf die inländischen Steuersätze würde den Kantonen und Gemeinden theoretisch knapp 8,5 Milliarden Franken jährliche Mehreinnahmen einbringen, wenn es keine Abwanderung und Verhaltensänderungen gäbe.

Bisher hatten mit der Vorlage befasste Politiker wie Nationalrat Thomas Aeschi (SVP) mit einem etwa halb so hohen Betrag gerechnet. In der Bruttorechnung fiel auch die geschätzte Steuererminderung der Kantone entsprechend gross aus, sodass auf der untersten Zeile das bekannte Netto-Minus von rund zwei Milliarden Franken steht.

Die Hebel sind also viel länger als gedacht, aber die Berechnung endet mit dem alten Saldo. Brisant ist vor allem auch, dass die Steuersenkungen der Kantone so einbezogen werden, als ob sie Teil der Staf-Abstimmung wären. Aber die Kantone bestimmen ihre Steueränderungen selber. Es kann gut sein, dass das ganze Vorhaben am Schluss netto zu einer Steuererhöhung führt, weil die Abwanderung der Ausländer oder die Steuersenkungen der Kantone geringer ausfallen werden, als es jetzt vom Bund skizziert wird.

Beat Gygi



«Prügelstrafe mit dem Rohrstock»: Minford.

Vergessener Gründervater

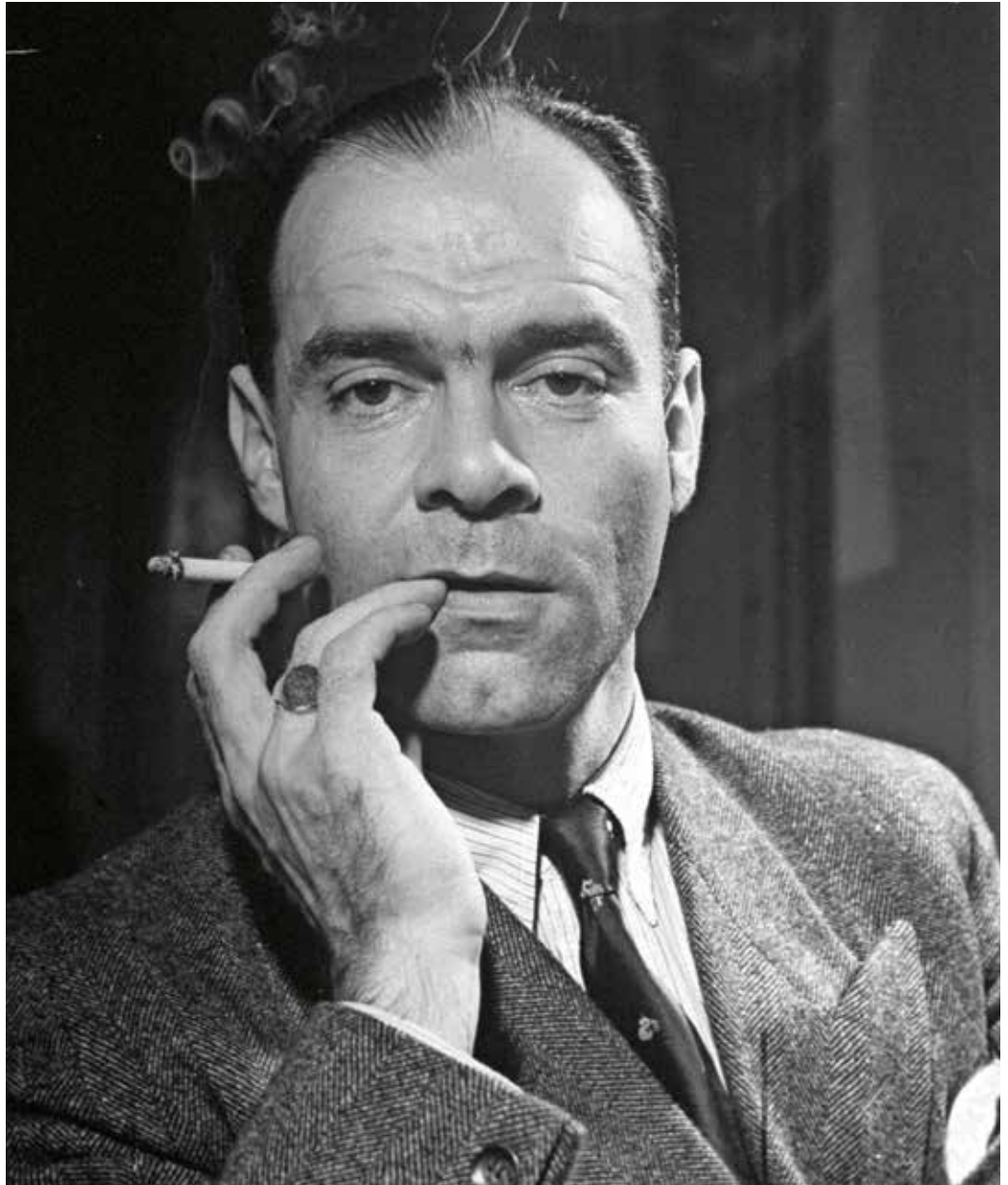
Denis de Rougemont, Philosoph aus dem Kanton Neuenburg, kämpfte für ein Europa der Regionen. Seine Ideen könnten dem Kontinent den Weg aus der Krise weisen. Letzter Teil der Serie zu den Anfängen der EU. Von Jürg Altwegg

Im Nachhinein soll Jean Monnet bedauert haben, im Prozess der europäischen Vereinigung nicht mit der Kultur begonnen zu haben. Das Eingeständnis ist nicht verbrieft, gelegentlich wird es in Frage gestellt. Doch Denis de Rougemont, der Monnets Selbstkritik als Bestätigung seiner eigenen Auffassung empfand, war ein verlässlicher Zeuge. «Vor fünfzig Jahren war er ein hochberühmter Mann», schrieb die NZZ 2006 aus Anlass seines 100. Geburtstags: «Eine prägende Figur im europäischen Geistesleben.»

Rougemont gehörte zu den wenigen Intellektuellen, die sich für Europa engagierten, und dieses Europa konnte für ihn nur ein föderalistisches sein. Er stammte aus dem Kanton Neuenburg, der als letzter der Eidgenossenschaft beigetreten war. Seine Familie verfügte über verwandtschaftliche Beziehungen nach England und Deutschland – «eine nationale Kultur habe ich für mich nie akzeptiert».

Der Vater war Pfarrer in einem Arbeiterdorf. Rougemont berief sich auf das calvinistische Pflichtbewusstsein: «Der christliche Bürger muss der Gemeinschaft dienen. Er ist unabhängig, autonom – aber nie allein. Der Mensch hat das Recht auf Revolte, aber nur in einer kleinen Gruppe, die wenige Personen umfassen mag, aber repräsentativ für eine allgemeine gesellschaftliche Idee sein muss. Dem einzelnen Menschen ist die Auflehnung untersagt.»

Vor dem Hintergrund dieser Weltanschauung entwickelte er das Konzept des Engagements sowie die Unterscheidung von Person und Individuum: «Ein Mensch unter anderen fühlt sich nicht verantwortlich, er gehört zur Masse, tritt in eine Partei, in ein Kollektiv ein und ist damit noch lange kein Citoyen. Wer



«Der Mensch ist nur verantwortlich, wenn er frei ist»: Denker de Rougemont.

Serie: Heldenhafte Gründung der EU



Die Europäische Union steckt in der tiefsten Krise ihrer Geschichte. Im März verlässt mit Grossbritannien erstmals ein Mitgliedstaat die EU, und der Euro, der eigentlich den geeinten Kontinent symbolisieren soll, hat die südeuropäischen Volkswirtschaften von den Wohlstandsregionen nördlich der Alpen eher abgekoppelt. Die Franzosen demonstrieren gegen ihren

europhilen Präsidenten, während sich die Osteuropäer gegen jeden weiteren Souveränitätstransfer nach Brüssel wehren. Die Kritik an der EU ist so allgegenwärtig, weil deren Mängel wie Bürgerferne und Demokratiedefizit so offenkundig geworden sind.

Ungeachtet dessen ist die Europäische Union das Resultat einer faszinierenden Geschichte. Vor allem der Gründungsperiode nach dem Zweiten Weltkrieg haftet etwas Heroisches an.

Mutige, idealistische Politiker raufte sich gegen alle Wahrscheinlichkeit zusammen.

In einer fünfteiligen Serie hat die *Weltwoche* an diese bewunderungswürdige Gründungsphase erinnert, erzählt von Jürg Altwegg, der seit Jahrzehnten in Genf für deutschsprachige Medien über Frankreich schreibt, also ein durch und durch europäisches Leben lebt, der die EU kennt und ihre Geschichte. (WW)

sich jedoch einer Berufung – ebenfalls ein calvinistischer Begriff, aber er kommt auch bei Luther vor –, einer sozialen und politischen Berufung bewusst ist, braucht zu ihrer Verwirklichung die Freiheit, die es nur innerhalb der Gemeinschaft geben kann. Seit meiner Kindheit bin ich der Überzeugung, dass der Mensch nur verantwortlich ist, wenn er frei ist.»

Schlüsselwerk der Epoche

Denis de Rougemont verliess die Familie in jungen Jahren, um ausgedehnte Reisen durch halb Europa zu unternehmen, nach Ungarn, Italien, Ostpreussen. Er studierte in Neuenburg und Genf, drei Monate verbrachte er in Schwaben: Er liebte die deutschen Romantiker und Klassiker genauso wie die französische Avantgarde. Für die führende Pariser Literaturzeitschrift *NRF (Nouvelle Revue Française)* schrieb er einen Essay über «Goethe et Rimbaud». Die Literatur hielt er für seine Berufung, Rougemont wollte Dichter werden.

In den dreissiger Jahren rückten allerdings andere Probleme in den Vordergrund. Rougemont gehörte zu den Intellektuellen, die man im Nachhinein als «Nonkonformisten der dreissiger Jahre» bezeichnet hat – nicht Faschist, nicht Kommunist. Es war bei der Gründung der Zeitschrift *Esprit* beteiligt und stand den «Personalisten» nahe. Sein Essay «Politique de la personne» ist ein Schlüsselwerk der Epoche und nimmt bereits wesentliche Elemente der Totalitarismuskritik vorweg: «Das Ziel der Gesellschaft ist die Person – der Staat darf niemals zum Selbstzweck werden und keine andere Finalität als den Menschen haben.»

Er lebte von seinen bescheidenen Honoraren, Übersetzungen aus dem Deutschen (auch von Werken Karl Barths) und einem Literaturpreis aus der Schweiz. Nach dem Bankrott seines Verlags verbrachte er mit seiner ersten Frau ein Jahr auf der Ile de Ré. Er schrieb darüber sein grossartiges «Tagebuch eines arbeitslosen Intellektuellen».

Alltag im Nationalsozialismus

Während eines Aufenthalts in Paris kam es zur Begegnung mit Otto Abetz, dem späteren deutschen Botschafter im besetzten Frankreich, der ihm als «dissidenter Nazi» vorgestellt wurde. Abetz, der bereits um die französischen Schriftsteller warb, vermittelte Rougemont eine Stelle als Lektor an der Universität Frankfurt – unter der Bedingung, dass er über seine Erfahrungen schreiben werde.

Der Schweizer verbrachte das Jahr 1935/36 in Deutschland und konnte das Aufkommen des Nationalsozialismus im Alltag beobachten. Er bezeichnete die Nazis als «Jakobiner in Brauhemden»: Die Bewegung sei «viel linker, als



«Dissidenter Nazi»: Diplomat Abetz.

man in Frankreich glaubt, und etwas weniger links, als man in der deutschen Bourgeoisie meint». Das «Journal d'Allemagne» ist eine Chronik und eine Analyse, die auch die religiöse Dimension der nationalsozialistischen Inszenierungen erschliesst.

Der Autor beschreibt einen Auftritt Hitlers, physisch spürt er die Faszination: «Man kann das nur als ein spezielles Erschauern und Herzklopfen verstehen. Was ich jetzt empfinde, ist das, was man den heiligen Horror nennen muss. Ich bin allein, und sie sind zusammen.» Rougemont hatte der Versuchung widerstanden, mit der Masse den Arm zum Hitlergruss zu erheben. Für den Dramatiker Eugène Ionesco wurde diese Szene zum Ausgangspunkt seines Klassikers «Die Nashörner», eines Stücks über das Funktionieren des Totalitarismus.

Das «Journal d'Allemagne» erschien kurz nach dem Abkommen von München (und wurde erst 1998 ins Deutsche übersetzt).

«Was ich jetzt empfinde, ist das, was man den heiligen Horror nennen muss.»

Während der verbleibenden kurzen Zeit bis zum Ausbruch des Weltkriegs schrieb Rougemont in einem Zustand, den er als «tranceähnlich» bezeichnete, sein weltweit berühmtestes Werk, «Die Liebe und das Abendland».

Mit dem Beginn der Feindseligkeiten musste der dienstpflichtige Schweizer zurück in die Heimat. Er gehörte zu den Begründern des Gotthardbundes, einer Bewegung der geistigen Landesverteidigung. In ihrem Sinne schrieb er das Buch «Mission ou démission de la Suisse»: Aufgabe oder Selbstaufgabe der Schweiz. Für die Landi, 1939, verfasste er das Libretto «Nicolas de Flue», die Musik komponierte Arthur Honegger. Wegen des Kriegs musste die Uraufführung abgesagt werden.

Bruder Klaus in New York

Als die Deutschen Frankreich besetzten, veröffentlichte er in der *Gazette de Lausanne* einen Leitartikel «A cette heure où Paris exsangue

[...]». Unsterblich und uneinnehmbar sei die Hauptstadt der Kultur, glaubte Denis de Rougemont, Hitlers militärischer Sieg werde sich in eine Niederlage vor dem Geist umkehren. Doch diesmal irrte er gewaltig: Die Deutschen liessen dank der Kollaboration die Waffen schweigen und inszenierten unter der Regie von Otto Abetz ein kulturelles Leben, das so glanzvoll war wie in friedlicheren Zeiten. Nur eine Minderheit der Intellektuellen ging in den Widerstand oder ins Exil – Denis de Rougemont war wohl der einzige Schweizer, dem dieses Schicksal im Zweiten Weltkrieg mehr oder weniger aufgezwungen wurde.

Der Artikel hatte den Zorn der Deutschen erregt. Rougemont erzählte, wie er von General Guisan wegen angeblicher Beleidigung eines fremden Staatsoberhauptes zu vierzehn Tagen Festungshaft verurteilt wurde, die er in seiner Privatwohnung absolviert habe. Nach einem weiteren Artikel hielt es die Regierung jedoch für angebracht, ihn nach New York zu schicken, wo er Vorträge über das Heimatland halten sollte. In der Carnegie Hall wurde 1941 mit grossem Erfolg «Nicolas de Flue» uraufgeführt.

In seiner Bilanz «Vivre en Amérique» zeigte er sich vom amerikanischen Föderalismus begeistert. Aber auch die Gefahr der Vereinzelung des Menschen und seiner Entwurzelung in den Metropolen war ihm bewusst geworden. Von Amerika aus aber hatte Denis de Rougemont Europa entdeckt, und diese Entdeckung beherrschte die zweite Hälfte seines Lebens. Zwei Jahre wollte er seinem Aufbau aus den Ruinen widmen und sich danach erneut der Literatur zuwenden.

Gerührter Churchill

Im Aufbau Europas erkannte der Philosoph eine Möglichkeit zur politischen Umsetzung des Personalismus. Einzig der Föderalismus sei in der Lage, die Dimensionen der Macht zu reduzieren und jene Bedürfnisse wie Sehnsüchte zu beherrschen, die im Nationalstaat zu den totalitären Lösungen mit den Konzentrationslagern im Innern und dem Aggressionskrieg gegen aussen führen würden. Der «integrale Föderalismus» beginnt ganz unten, bei der Familie, in der Werkstatt, regelt die Organisation der Gemeinden, die sich wiederum in Föderationen zusammenschliessen. Schon damals hatte Rougemont die Regionen im Kopf.

1947 liess er sich im französischen Ferney-Voltaire unmittelbar an der Grenze zu Genf nieder. Er wurde Mitglied der «Union der europäischen Föderalisten», die ihn beim Kongress von Montreux mit der Eröffnungsansprache betraute. Beim Haager Europa-Kongress war er für das Kulturprogramm zuständig – es gibt ein Bild, auf dem er hinter dem vom Applaus sichtlich gerührten Churchill steht. >>>

NEU

FINANZ_{und} WIRTSCHAFT invest



Jetzt zielsicher in Schweizer Aktien investieren: das Risk-Portfolio der «Finanz und Wirtschaft»

Machen Sie es wie die Anlage-Experten der «Finanz und Wirtschaft»: Setzen Sie jetzt auf die erfolgreichsten Handelsideen der grössten Wirtschaftsredaktion der Schweiz. Mit dem Zertifikat auf das FuW-Risk-Portfolio legen Sie Ihr Geld einfach und mit guten Aussichten auf Erfolg an. Denn die Redaktionsstrategie hat seit 1995 sowohl den SPI als auch den MSCI World deutlich geschlagen. Das Anlageprodukt ist transparent und kostengünstig. Profitieren Sie davon: fuw.ch/invest

Valor 37270457 | SIX Symbol FWRPTQ | kotiert an der SIX Swiss Exchange

Investieren wie die Experten.



Kontakt für produktbezogene Fragen

Leonteq Securities AG | Telefon 058 800 1111 | eMail info@leonteq.com

Rechtlicher Hinweis

Die in diesem Dokument erwähnten Finanzprodukte sind derivative Finanzinstrumente. Sie qualifizieren nicht als Anteile einer kollektiven Kapitalanlage im Sinne der Art. 7 ff. des Schweizerischen Bundesgesetzes über die kollektiven Kapitalanlagen (KAG) und sind daher weder registriert noch überwacht von der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht FINMA. Anleger geniessen nicht den durch das KAG vermittelten spezifischen Anlegerschutz.

In Genf begründete er das Centre européen de la culture und war beim Aufbau des Cern beteiligt. Zusammen mit Robert Schuman lancierte er die Fondation européenne de la culture, die inzwischen in Amsterdam domiziliert ist. Auch das 1963 gegründete Genfer Institut universitaire d'études européennes mit einem nach Jean Monnet benannten Lehrstuhl geht auf seine Initiative zurück.

In Rougemonts Vorstellung reichte ein vereinigtes Europa im Gegensatz zu jenem de Gaulles – «vom Atlantik bis zum Ural» – nie über den Eisernen Vorhang hinaus. Er erachtete Polen, die Tschechoslowakei, Rumänien durchaus als zur europäischen Kultur zugehörig, doch, da Satelliten der Sowjetunion – ohne Pluralismus –, schloss er die Möglichkeit ihrer Integration aus. Nur im Falle von Jugoslawien und Albanien hielt er einen Anschluss für denkbar.

Rougemont wollte keine europäische Supermacht und keinen Supranationalismus. Der Macht und Machtpolitik setzte er die Freiheit entgegen. Er glaubte nicht an die Möglichkeit, Europa ausschliesslich mit der Wirtschaft und der Politik zu vereinigen. Sein theoretisches Werk ist ein Plädoyer für die Priorität der Kultur. Die europäische Einheit und Geistesgeschichte, die er in seinen Essays darstellte, besteht aus ihrer Vielfalt.

Infame Zeitungsartikel

Grosse politische Hoffnungen setzte er in die regionalistischen Bewegungen. Er sah die Katalanen, Korsen, Bretonen, Basken und Elsässer, die Schotten und die Waliser als Verbündete in seinem Kampf gegen den Nationalstaat, in dem er das Übel schlechthin ausmachte. Ihre Unabhängigkeitsbestrebungen weg vom zentralistischen «Etat-nation», der sie unterdrückt, stützten sich auf eine kulturelle Identität; für Rougemont waren sie auf dem Weg der Emanzipation.

Der Nationalstaat muss «abgewickelt und überwunden werden», forderte Denis de Rougemont in seinem letzten Buch, «Die Zukunft ist unsere Sache», dem ein grosses Echo beschieden war. Die deutsche Ausgabe erschien 1980 bei Klett-Cotta. Es war die Zeit der deutschen Friedensbewegung, die von den frisch gewendeten französischen «neuen Philosophen» als Kapitulation vor dem «roten Totalitarismus» bekämpft wurde.

Ihr wendigster Anführer, Bernard-Henri Lévy, porträtierte 1981 in «L'idéologie française» Rougemont als einen Anstifter des französischen Faschismus. Lévy stützte sich auf das «Journal d'Allemagne», das Ionesco zwanzig Jahre zuvor als «Anti-Nazi-Stück» verstanden hatte. In einem noch infameren Zeitungsartikel wurde Denis de Rougemont in einer Aufzählung mit den übelsten Faschisten, Antisemiten und Kollaborateuren genannt – als solchen hatte ihn schon nach

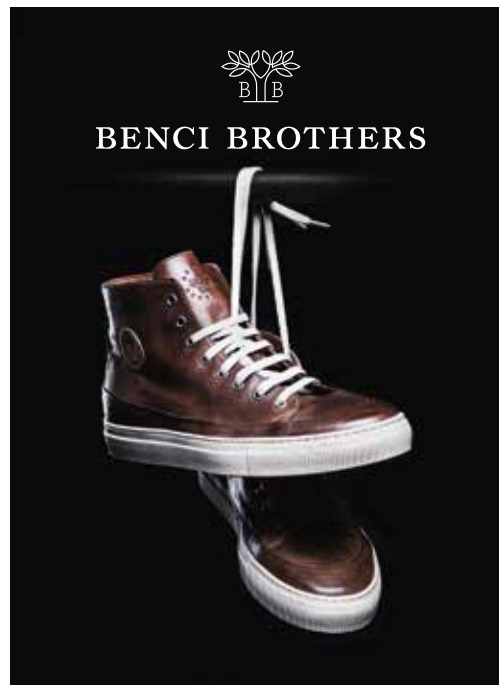
dem Krieg der Dichter und Kommunist Louis Aragon beleidigt.

Beim nachfolgenden Prozess bezichtigte Bernard-Henri Lévy Rougemont der «ekstatischen Hitler-Bewunderung». Der Journalist und die Zeitschrift wurden verurteilt. Aber das Unheil war angerichtet und von Denis de Rougemont in der französischen Öffentlichkeit nicht mehr die Rede.

Er starb in grosser Verbitterung und wurde weitgehend vergessen. Das föderalistische Europa war gescheitert, er hatte seine Verwirklichung als «historische Aufgabe meiner Generation, als nötig und möglich» bezeichnet – sie war auf Kosten der Literatur zur Berufung in seiner zweiten Lebenshälfte geworden.

Ständerat für Europa

Nach Jahrzehnten des Vergessens und der Verachtung gibt es Anzeichen einer Renaissance.



Unter dem Titel «Et si Jean Monnet s'est trompé?» (Hat sich Jean Monnet geirrt?) und ausdrücklich als Alternative zu dessen Methode porträtierte das Nachrichtenmagazin *Le Point* im vergangenen Juli Denis de Rougemont. «Sein föderalistisches Denken war im unmittelbaren Nachkrieg in einer Welt verankert, die Dutzende von Millionen Toten zu beklagen hatte», schreibt Emmanuel Berretta. «Im Laufe der Zeit hat sich die Bedeutung der Wörter verändert», fährt er weiter: «Seine Definition des Föderalismus hat nichts mit dem gegenwärtigen Begriff zu tun, laut dem eine übergeordnete Autorität eine Gemeinschaft von Staaten regiert. Das Modell von Denis de Rougemont ist das pure Gegenteil.»

Aber das war es auch schon in den fünfziger Jahren, als sich die französischen Pioniere anschickten, Europa nach ihren historischen Erfahrungen und Vorstellungen zu vereinen.

Den Föderalismus betrachten sie seit ihrer grossen Revolution als Feindbild und Schreckgespenst, das ihren Zentralismus und ihre Ideologie der Egalité wie der «unteilbaren Republik» bedroht. Auch mit ihrem monarchistischen Bewusstsein der Machtausübung – Charles de Gaulle hielt das Volk für «Kälber» – ist der Föderalismus unvereinbar. Das hatte gravierende Folgen beim Aufbau und bei der Gestaltung Europas, dessen Institutionen, Instanzen und Recht von den Franzosen geprägt wurden.

Rougemonts Denken ist «in der kantonalen Schweizer Demokratie verwurzelt, in der das Volk immer das letzte Wort hat», lobt Emmanuel Berretta. Sein Föderalismus bestehe nicht darin, «die Vielfalt zu erschlagen», sondern, die «Eigenheiten der Völker, die sich zusammen tun, zu bewahren»: «Man darf von einem Griechen nicht erwarten, dass er einem Deutschen gleicht.»

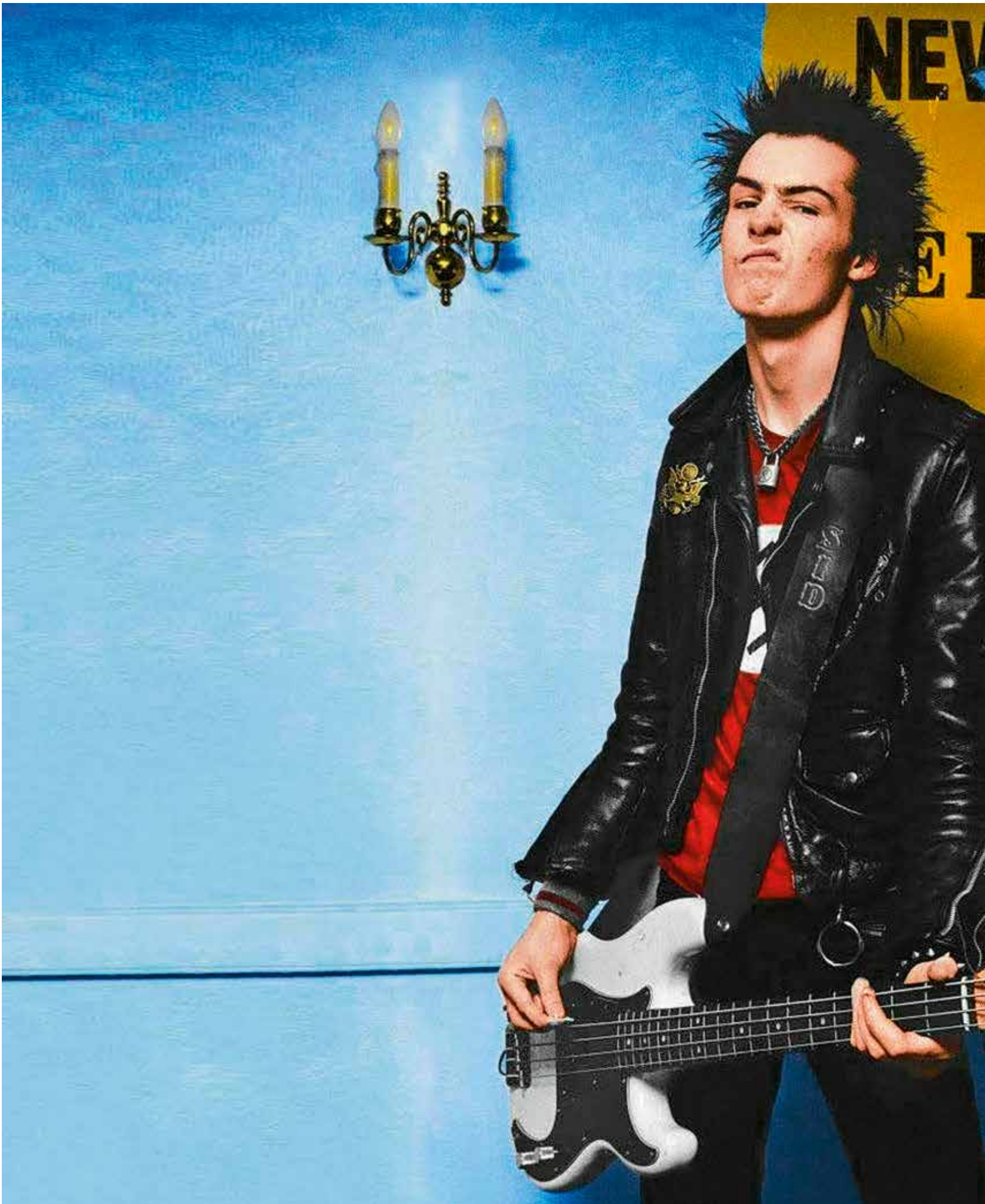
Berretta versucht auch noch verzweifelt, seinen Landsleuten das «Prinzip der Subsidiarität» zu erklären: «Man soll eine Aufgabe nie an eine übergeordnete Instanz delegieren, wenn sie in einer kleineren gelöst werden kann.» Bei Rougemont gebe es keine Probleme mit den Minderheiten. Und was die Kultur betrifft: «Wem gehört Mozart? Ist Goethe nur ein deutscher Dichter? Und Pizza eine ausschliesslich italienische Speise?»

Auch ein Zweikammersystem hatte Denis de Rougemont in den sechziger Jahren für Europa entworfen – mit einem «Ständerat der Regionen» neben dem Europaparlament. Die Abgeordneten sollten alle drei Jahre eine Exekutive aus zwölf Ministern wählen, einen europäischen Bundesrat. Und selbstverständlich sah Denis de Rougemont das Referendum vor. Berretta plädiert für ein «Europa der Europäer» nach den Vorstellungen Rougemonts, den er zu den «vergessenen Gründervätern» zählt.

Zivilisation und Kultur

Die neue Aktualität des Schweizer Denis de Rougemont beschränkt sich keineswegs auf die institutionellen Reformen der EU. Seine Tagebücher eines Intellektuellen, der sich weder vom Kommunismus noch vom Faschismus verführen liess und sich mit beiden intensiver auseinandersetzte als viele selbstgerechte Nachgeborene, sind angesichts der herrschenden Hysterie bezüglich der dreissiger Jahre und ihrer Rückkehr geradezu Pflichtlektüre.

Europa hatte den Rest der Welt entdeckt und war nie entdeckt worden. Es beherrschte die anderen Kontinente und wurde nie von einer überseeischen Macht erobert. Für seine friedliche Vereinigung setzte Denis de Rougemont auf seine Zivilisation und Kultur, deren Einheit über alle nationalen Differenzen hinweg der übrigen Welt bewusster ist als den Europäern selbst. ○



Bekam von der Mutter den ersten Schuss zum 16. Geburtstag: John Simon Ritchie alias Sid Vicious.



Ikone der Woche

Posterboy des Punk

Von Dominik Imseng

Was nie aufeinandertreffen darf: a) ein Benzinkanister und ein Streichholz, b) ein durchgeknallter Rockstar und ein durchgeknalltes Groupie. Sid Vicious – bürgerlich John Simon Ritchie – war der Posterboy des Punk. Zuerst als Bassist der Sex Pistols, obwohl oder gerade weil der dünne Junge aus London nicht Bass spielen konnte. Danach als Solokünstler, der unter anderem Sinatras «My Way» coverte.

Dass es Sid Vicious auf seine eigene Art tat, stimmt. Heroin, Amphetamin, Kokain: Niemand sonst im Rockzirkus der 1970er Jahre dröhnte sich so konsequent mit Drogen zu wie der 1957 geborene Brite, dem die heroinsüchtige Mutter schon mit sechzehn den ersten Schuss setzte – als Geburtstagsgeschenk.

Im November 1977 lernte Sid Vicious die Amerikanerin Nancy Spungen kennen. Die 19-Jährige war ebenfalls ein Junkie und hatte sich in den Kopf gesetzt, das Supergroupie des Punk zu werden. Mitglieder der Ramones oder der New York Dolls hatte sie schon vernascht, und nun krallte sie sich Sid Vicious, wurde zuerst seine Geliebte und später seine Managerin.

Das Drogenpäarchen lebte in New York, im von Rockmythen umrankten «Chelsea Hotel». Es war dort, wo man Nancy Spungen am

**War das Heroin zu stark, mit dem er seine Freilassung feierte?
War es eine gezielte Überdosis?**

12. Oktober 1978 tot im Badezimmer fand. In ihrem Bauch steckte ein Messer. Sid Vicious lag nebenan im Bett, komplett zugehöhnt.

Nach sieben Wochen auf der Gefängnisinsel Rikers Island wurde der Musiker am 1. Februar 1979 gegen Kautions auf freien Fuss gesetzt. Das ist das Letzte, was man mit Sicherheit über ihn weiss. Alles, was bis zu Vicious' Tod einen Tag später geschah – vor ziemlich genau 40 Jahren –, ist eines der grossen Rätsel der Rockgeschichte. War das Heroin zu stark, mit dem er seine Freilassung feierte? War es eine gezielte Überdosis, weil er den Gedanken nicht ertrug, die Liebe seines Lebens erstochen zu haben?

Kurz vor ihrem eigenen Drogentod brachte Sid Vicious' Mutter 1996 eine weitere Variante ins Spiel. Sie will ihrem Sohn eine tödliche Dosis Heroin gespritzt haben, «weil er eine jahrzehntelange Haftstrafe nicht überlebt hätte».

Eine Mutter, die ihrem Kind den ersten Schuss setzt – und den letzten auch: Johnny Lydon, der Sänger der Sex Pistols, hatte recht, wenn er meinte: «Sid Vicious hatte nie eine Chance, älter als 21 zu werden.»

«Es genügt mir, von einem Idioten gehasst zu werden»

In Brasilien führte Jair Bolsonaro Wahlkampf gegen den Aufklärungs-Comic des Genfers Zep. Dessen Figur Titeuf ist unter Jugendlichen so bekannt wie Asterix, 25 Millionen Bände hat der Zeichner weltweit verkauft. Ein Gespräch über Politik, Satire und die unheile Welt der Kinder. *Von Jürg Altwegg*

Die Genfer Ausfallstrasse Avenue d'Aire führt in die unwirtlichsten Vororte und Industriezonen zwischen Rhone und Flughafen. Zwischen zwei hässlichen Blöcken einer langen Reihe von Mietskasernen beginnt auf einem genauso grossen Grundstück hinter einem Eisentor eine lange Allee. An ihrem Ende steht ein herrschaftliches Haus hoch über dem Fluss, den man über einen Rebberg erreicht. Gegenüber liegt der Parc Bois-de-la-Bâtie. Es ist ein stadtbekanntes Anwesen von historischer Bedeutung. Hier residiert Philippe Chappuis, Jahrgang 1967, einer der weltweit meistgelesenen Schweizer Autoren, vielleicht der bekannteste von allen. Auch die Gattin und die kleinen Kinder sind an diesem schulfreien Nachmittag zu Hause.

1998 schuf der Sohn eines Polizisten und einer Schneiderin seine Figur Titeuf. Die Comics erscheinen in rund dreissig Sprachen, die Gesamtauflage beträgt mittlerweile 25 Millionen. Das Interview findet im Dachgeschoss statt, wo der Zeichner sein Atelier eingerichtet hat. Gitarren, Lautsprecher, Verstärker stehen herum: Die Rockmusik ist seine zweite Leidenschaft. Sein Künstlername ist eine Hommage an Led Zeppelin: Zep. Zu reden gegeben hat zuletzt Zeps ominöses Comicalbum «Le guide du zizi sexuel» (deutsch: «Das grosse Piephahn-Lexikon»), gegen das Jair Bolsonaro seinen Kulturwahlkampf führte.

Jetzt mal ehrlich, Zep: Ist Titeuf heimlich schwul?

Nein, nein, ich glaube, er ist unheilbar heterosexuell und ständig in Mädchen verliebt, die ihm die kalte Schulter zeigen. Er verkörpert die für sein Alter typischen Probleme, interessiert sich für das andere Geschlecht, aber letztlich verbringt er seine Zeit lieber mit den *copains*. Er weiss auch gar nicht so genau, was er mit den Mädchen anstellen soll. Und bevor er die sexuelle Anziehung wirklich verspürt, hat er natürlich im Internet bereits Pornografie mit doch eher bizarren Darstellungen gesehen. Das alles ist für einen Buben ziemlich erschreckend, und ich wollte es in Worte fassen, ohne allzu sehr ins Detail zu gehen. Fragen Sie wegen Bolsonaro?

Ja. Brasiliens neuer Präsident hat Ihrem Titeuf-Album «Le guide du zizi sexuel» vorgeworfen, die Jugendlichen in die Homosexualität und Promiskuität zu führen.



«Versöhnliche schweizerische Kultur»: Zeichner Zep.

Ach, er ist nicht der Erste, der sich damit angelegt hat. In vielen Ländern hat es Kampagnen gegeben. Wer sich mit dem Thema Sexualität an Kinder richtet, löst gewaltige Ängste aus.

Wie haben Sie Bolsonaros Angriffe auf Ihren Bestseller erlebt?

Vor Jahren gab es Pläne, den Band als Teil einer Aufklärungskampagne «Schule ohne Homophobie» zu vertreiben. Die Initiative ging vom damaligen Erziehungsminister Fernando Haddad aus, der in der Stichwahl

gegen Bolsonaro verlor. Bolsonaro hatte das Projekt bekämpft und später wiederholt erklärt, dass dieser Kulturkampf die Startrampe für seine Kandidatur gewesen sei. Als ich das zum ersten Mal auf Youtube sah, war mir Bolsonaro kein Begriff. Aber er hatte siebzehn Millionen Follower.

Im Wahlkampf legte er wieder los.

In der meistgesehenen Nachrichtensendung das Landes hielt er das Buch in die Kamera und behauptete, dass es vom Erziehungsministerium gekauft und in den Schulen eingesetzt worden sei, was nicht stimmt. Lediglich das Kulturministerium hatte einige Exemplare für die öffentlichen Bibliotheken erworben. Die gesamte Auflage lag damals – Jahre nach der Veröffentlichung – bei 5000 Exemplaren. Dank Bolsonaro schnellte sie bis Oktober auf über 12 000 Exemplare. Der Band wurde neu aufgelegt.

Es gab einen enormen Wirbel.

Brasilianische Journalisten kamen zum Comic-Festival nach Angoulême. Ich erklärte ihnen, dass Bolsonaro ein Mensch sei, der Angst hat. Und dass sie selber vor ihm Angst haben sollten. Auch in Frankreich gab es mehrfach Versuche, das «Zizi»-Buch zu verbieten. Als es in der Pariser Cité des sciences Gegenstand einer Ausstellung war, wurde eine Petition lanciert: «Wollen Sie, dass Ihr Kind in eine Porno-Ausstellung geht?» Ich würde das auch nicht wollen. Aber ich kann nicht erkennen, was an meiner Arbeit pornografisch sein soll.

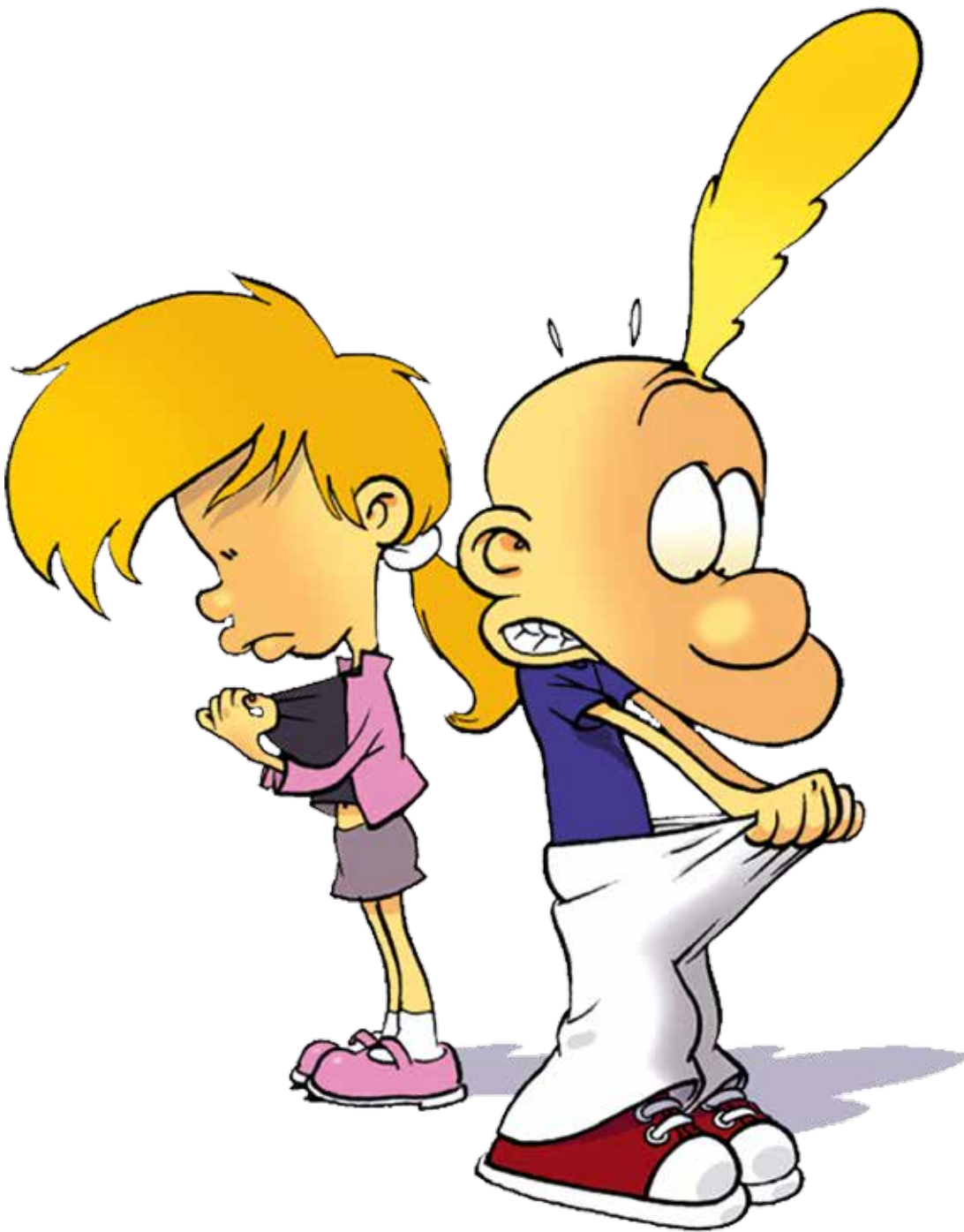
Haben Sie die Figur des Titeuf bewusst für Kinder konzipiert?

Ich hatte damals noch keine Kinder, Titeuf entstand gewissermassen für mich selbst: Ich schrieb, was ich gerne gehört hätte, als ich ein Kind war – auch über die Sexualität. Ich hätte mir gewünscht, dass man darüber reden kann. Und lachen. Comics für Jugendliche werden von Erwachsenen verfasst, die das Leben und die Welt der Kinder beschönigen und behüten wollen. Das wollte ich vermeiden. Ich dachte damals, dass «Titeuf» vor allem von Erwachsenen gelesen werden würde, von ehemaligen Kindern, die wieder in ihre Kindheit eintauchen wollen, die ich keineswegs als niedliches Paradies der Unschuld in Erinnerung habe. Sie war lang, ich langweilte mich oft, es gab wenig Freiheiten. Ich war ein schlechter Schüler. Das alles ist in Titeuf eingeflossen.

«Titeuf» wird vor allem von Jugendlichen verschlungen. Wie begann die Erfolgsgeschichte?

Literatur-Extra

- 48 **Comic-Zeichner Zep** Interview mit dem Schweizer Titeuf-Erfinder
- 50 **Hölle im Paradies** Neue Geschichten von Andrea Camilleri
- 51 **Schweizer Klassiker** Konrad Falke
- 52 **Takis Würger** Literaturkritik im Hysterie-Modus
- 53 **Knorrs Krimis** T. J. English und Stephan Talty
- 54 **Biografien** Else Lasker-Schüler
- 55 **Rolf Hochhuth** Schreiben als Lebensgefahr
- 56 **Geschichte** Weiblicher Blutrausch
- 57 **Sprache** Allotria



«Permanente Revolution»: Titeuf (r.) in Zeps «Guide du zizi sexuel».

Der erste Artikel erschien in der konservativen katholischen Zeitung *La Croix*, deren Kritiker mir eine Erneuerung des Genres bescheinigte. Schon vom zweiten Album an kamen die Kinder in Scharen zu den Signierstunden. 100, 150 Gofen, die die Geschichten auswendig kannten. Es war unvorstellbar. Ich bin noch immer sehr bedacht darauf, diesem Geist treu zu bleiben. Titeuf darf nicht für irgendwelche erzieherischen Programme instrumentalisiert werden.

Und auch nicht erwachsen werden?

Nein. Er steht an der Schwelle zur Adoleszenz und stellt sich manchmal vor, wie das Leben als Erwachsener sein wird. Man wird dann vernünftig. Er befindet sich in einer permanenten Revolution, das würde er verlieren. Aber er hat gemerkt, dass auch die Erwachsenen nicht alles so genau wissen.

Welche Autoren haben Sie geprägt? Der Genfer Rodolphe Töpffer, der Erfinder der Gattung?

Nein. Töpffer entdeckte ich erst, als ich 25 Jahre alt war. Wichtig waren für mich die verstorbenen Gotlib und Franquin. Sie haben es verstanden, den *esprit français* ad absurdum zu führen. Gotlib hat diesen Spott in die französische Literatur gebracht – er ist mit Georges Perec vergleichbar. Das hätte völlig misslingen können, aber in den sechziger Jahren war es möglich – heute ginge das wohl kaum mehr.

Es war die Zeit der Revolte. Sie haben keine politische Botschaft?

Nur die: Auch Komiker müssen lernen, über sich

selber zu lachen. Die Künstler und Sänger sind viel zu ernsthaft und vor allem politisch korrekt geworden. Ich bin Fan von Bob Dylan – das war doch etwas anderes! Mir geht es nicht um Revolte, das entspricht einfach nicht meinem Temperament. Da bin ich viel zu sehr Schweizer und mehr auf Konsens als auf Provokation bedacht. Der Geist von *Charlie Hebdo* gefällt mir nicht.

Aber nach dem Attentat erklärten auch Sie: «Je suis Charlie»?

Selbstverständlich. Es waren meine *copains*, die von Terroristen ermordet wurden. Kollegen, die bewundernswürdige Zeichner waren und mir menschlich nahestanden. Aber ich wäre nie in der Lage gewesen, für sie zu arbeiten. Manchmal tut es mir als Schweizer allerdings sehr gut, die Zeitschrift zu lesen. Weil sie von einer Börsartigkeit ist, zu der wir nicht fähig sind. Wir müs-

«In Frankreich haben die Leute den Eindruck, dass sie rein gar nichts zu sagen haben.»

sen nicht ständig auf die Politiker zielen, wir wählen sie ab. Wir brauchen dieses Ventil nicht. In Frankreich haben die Leute den Eindruck, dass sie rein gar nichts zu sagen haben. Sie leben geistig noch immer in der Monarchie. Man darf den König verhöhnen, über den kleinen Sarkozy haben sich die Komiker mit grenzenloser Geschmacklosigkeit ausgelassen. Abgesehen von der Narrenfreiheit gibt es aber viele Tabus. Minderheiten sollte man besser nicht verspotten. In der Schweiz ist es umgekehrt. Dürrenmatt hat einmal gesagt: Wer bei uns die Revolution einführen will, muss das Volk stürzen. Wir haben keinen König, dafür kann man machen, was man will. Es gibt tolle Karikaturen von «Mix et Remix», die sehr weit gehen. Aber niemand macht sich über das Aussehen der Bundesräte lustig, wirklich böse Witze über sie kommen bei den Bürgern überhaupt nicht gut an. Wenn einer auf Blocher pinkelt, halten sie das nicht für besonders witzig. In diesem Kontext bin ich als politischer Zeichner tätig und habe die Erfahrung gemacht: Unsere Kultur ist nicht exportierbar.

Sie haben für andere französische Satiremagazine gearbeitet.

Es war immer sehr kompliziert. 2002 kam Jean-Marie Le Pen in die Stichwahl gegen Jacques Chirac. Das ganze Land wurde gegen Le Pen mobilisiert, auch die Karikaturisten hat man in Kampagnen eingespannt. *Libération* mach-



Bolsonaro mit Zep-Comic, 2018.

te eine Sonderausgabe gegen Le Pen, der versucht hatte, Gotlib zu instrumentalisieren. Le Pen bezog sich auf Gotlibs Figur Superdupont, eine Art «Superbünzli» oder «Über-Meier», der gegen das «Anti-Frankreich» kämpfte und alles Fremde ausradieren wollte. Heute kann man das gar nicht mehr verstehen, denn wenn man es wörtlich und zum Nennwert nimmt, tönt es grauenhaft. Aber damals war es möglich, einfallenden Chinesen, Algeriern oder Kommunisten die Fresse einzuschlagen. Le Pen hatte sich als Super-Superdupont aufgespielt und wollte als Präsident das «Anti-Frankreich» bekämpfen. *Libération* war krampfhaft um den Nachweis bemüht, dass Gotlibs Held kein Faschist sei. Ich fand das Vorgehen plump und primitiv. Das Resultat waren lauter Superduponts, die ohne Witz und Ironie Le Pen ohrfeigten oder mit den Füßen traten. Alle wussten, dass er nie und nimmer Präsident werden würde. Ich zeichnete Superdupont beim Lesen von *Libération* mit der Legende: «20 Prozent wählten Le Pen» – sein Stimmenanteil im ersten Wahlkampf. Das durfte man schon nicht mehr sagen. Zwar druckten sie meinen Beitrag, aber er kam auch bei den Lesern schlecht an. Wir Autoren müssen uns immer bewusst sein, dass unser Tun von sehr relativer Bedeutung ist und den Lauf der Welt nicht ändern kann. In Frankreich nehmen sich auch die Komiker viel zu ernst.

Sie zählen sich zu den Humoristen?

Durchaus.

Wie leben Sie mit dem Bewusstsein, Bolsonaro zur Präsidentschaft verholfen zu haben?

Das ist zu viel der Ehre. Es genügt mir, von einem Idioten gehasst zu werden. Er ist eine grauenhafte Figur. Was er im Wahlkampf über die Homosexuellen, die Frauen, die Schwarzen gesagt hat – grässlich. Er ist ein Rassist. Er verkörpert so ziemlich alle möglichen Vorurteile. Als ich ihn in der «Tagesschau» sah, sagte ich mir: Der Mann ist verrückt. Meinen «Guide du zizi sexuel» hat er wie angekündigt bereits aus den Bibliotheken entfernt.

Sie haben keine Angst, nach Bolsonaros Sieg Zielscheibe eines fanatischen Evangelisten zu werden?

Nein. Aber ich werde wohl kaum an die Buchmesse von Rio de Janeiro eingeladen. Zur Zeit der *Charlie Hebdo*-Attentate arbeitete ich für *Le Monde*. Ich kommentierte die Aktualität, doch meine Beiträge waren immer von meiner versöhnlichen schweizerischen Kultur geprägt: Wir müssen miteinander leben und auskommen, wir haben keine andere Wahl. Wir können die Muslime nicht auf den Mond schießen.



Streifzug durch die Jugend: Autor Camilleri.

Rückblicke

Hölle im Paradies

Leichtfüssig, amüsant, lehrreich: Andrea Camilleri taucht mit seinem neuen Geschichtenband «Gewisse Momente» in die Vergangenheit ein. Von Pia Reinacher

Man kommt nicht darum herum, ihn umstandslos zu bewundern: seine Zähigkeit, seinen Witz, seine Unverdrossenheit, seine Schlagfertigkeit. Andrea Camilleri, ebenso gebildeter wie geistreicher italienischer Autor, lässt sich nicht unterkriegen. Inzwischen ist der beinahe 94-jährige, in der sizilianischen Küstenstadt Porto Empedocle geborene Theaterregisseur, Drehbuchautor, TV-Produzent und Krimiautor blind geworden. Das hält ihn keineswegs von gutgelaunten Auftritten ab. Nur die Anmut der Frauen, die er nicht mehr sehe, vermisse er. Und schreibt weiter. Seine jahrzehntelange Routine als Regisseur bei der Rai erlaube ihm, sich die Story im Kopf wie eine Bühnenanordnung präzise zu imaginieren. Wenn er jetzt Romane schreibe, stelle er sich die Szenarien, das Aussehen der Figuren, ihre Charaktere vor und schiebe die Figuren herum – dann forme sich vor seinem inneren Auge die Romanhandlung, die er seiner langjährigen Mitarbeiterin diktieren.

Letzte Woche erschien auf Deutsch ein weiterer seiner Montalbano-Krimis, mit denen er inzwischen Kultstatus erreichte: «Das Nest der Schlangen». Bei der Vernissage zum Erinnerungsparcours «Esercizi di memoria» (2017) hing das Publikum dem italienischen Kultautor im Mailänder Teatro Franco Parenti (nachzusehen auf Youtube) förmlich an den Lippen – so vergnüglich und gekonnt auf die zischende Pointe zugespitzt rapportierte er

Ereignisse aus seinem Leben, etwa die Verleihung eines Literaturpreises, den ihm die Fischer einer einsamen Insel im französischen Atlantik zugesprochen hatten, anlässlich ihrer literarischen Versammlung auf einem Fischerboot, und zwar, ohne lange zu fackeln, mit folgender einmaliger Begründung: «Bon livre!»

Unter dem schattigen Baum

Seine eben auf Deutsch erschienene Geschichtensammlung «Gewisse Momente» verrät nebenbei, warum das Erzählen einem anarchischen, schon fast atavistischen Urbedürfnis entspricht. Warum die Menschen auch heute noch süchtig Geschichten lauschen, durch welches Medium sie auch immer transportiert werden. Die Eltern und Grosseltern Andrea Camilleris besaßen auf Sizilien Ländereien, und der Zehnjährige begleitete jeweils den Pächter Minicu, dessen Familie und die Tagelöhner zur Mandelernte. Mittags liessen sich alle unter einem schattigen Baum nieder, man verteilte Schüsseln mit Trockenbohnen, gebratener Auberginen, Tomaten, Paprika und marinierten Heringe, die ein Landarbeiter mit einem Esel brachte. In diesem Moment baten die Frauen Minicu jeweils im Chor: «Erzähl uns eine Geschichte!» Es waren *cunti*, wahre Begebenheiten aus alter Zeit, und der fantasiebegabte Pächter gab jeden Tag ein anderes Abenteuer zum Besten, ausschweifend, seine Zuhörer verzaubernd.

Die Magie des Erzählens springt auch auf den Leser über. «Gewisse Momente» ist ein leichtfüßiger Streifzug durch die Jugend auf Sizilien, durch das Künstlerleben in Rom: die Initiation ins Schreiben, die Begegnung mit ebenso gefeierten wie verschrobene Figuren aus der Literatur- und Theaterszene – Tabucchi, Pasolini, Arthur Adamov, Stefano D'Arrigo, Gadda –, vor allem auch das Heranwachsen im von den Nazis besetzten und von den italienischen Faschisten beherrschten Porto Empedocle. Camilleri hatte von 1939 bis 1943 das Liceo classico in Agrigent besucht und dort das Notabitur abgelegt. Eine entbehrungsreiche Zeit. Während den letzten zwei Jahren vor der Invasion der Alliierten am 10. Juli 1943 in Sizilien war quasi nichts mehr zum Essen da, Camilleri ernährte sich häufig nur von ein paar Saubohnen, die er in der Hosentasche versteckt hatte.

Görings Lager gleich neben der Villa

Die Amerikaner bombardierten Tag und Nacht, die Einwohner hatten sich mit all ihrer Habe in Luftschutzräume im Inneren von Hügeln aus Mergelgestein zurückgezogen, unterirdische Festungen. Die Kulissen dieser sizilianischen Kriegszeit zieht Camilleri eindrücklich auf, etwa in der Geschichte «Maria Cosenza», und in «Die kleine Sardelle». Seine ganze Familie hatte sich Anfang Mai 1943 zu Verwandten nach Serradifalco zurückgezogen, einen Ort im Inneren Siziliens, in dem sie sich sicherer glaubte. Anfangs war das Leben in der riesigen Villa der verwitweten Tante paradiesisch, denn Camilleri las sich durch die Bibliothek des verstorbenen Onkels. Bis sich auch Serradifalco in eine Hölle verwandelte, denn die Division Hermann Göring hatte gleich neben der Villa ihr Lager aufgeschlagen mit ihren Kanonen.

Jetzt demonstriert Camilleri seine erzählerischen und psychologischen Fähigkeiten, die schon in den Montalbano-Krimis auffallen. Er beschreibt den Moment, in dem friedliche Menschen umkippen und einen barbarischen Mordplan entwerfen, um einen deutschen Offizier zu töten und in ein Weinfass einzumauern, der jeden Tag um fünf in ihren Keller steigt, Wein verlangt und dann betrunken die «kleine Sardelle» bedroht. Was Camilleri mit dieser Geschichten-sammlung vorlegt, ist eine faszinierende, aber auch beängstigende Mischung aus Entwicklungsgeschichte, Sozialgeschichte Siziliens, Kriegsgeschichte der Heimat und handelt vom unbändigen Willen des Jugendlichen, dieser Hölle, die auch paradiesisch war, zu entkommen.



Andrea Camilleri: Gewisse Momente. Aus dem Italienischen von Annette Kopetzki. Kindler. 176 S., Fr. 33.90

Schweizer Klassiker

Der Mutigste von allen

Konrad Falke (1880–1942) musste nie vom Schreiben leben. Er kämpfte an der Seite von Thomas Mann gegen die Nazibarbarei und die «Hakenkreuzigung» der Kunst. Von Christoph Mörgeli

Sollte die Gleichsprachigkeit für Grossdeutschland einen Vorwand zu Gebietsansprüchen bieten, «wollen wir lieber auf die Sprache verzichten als auf das Recht, unseren Geist auszudrücken». So eindringlich sprach 1938 der Schriftsteller Konrad Falke im Stadttheater Basel zum Publikum.

Eher werde der Deutschschweizer nur noch Französisch sprechen und sich zum romanischen Landesteil bekennen, als sich den Nazis zu unterwerfen: «Bis dahin aber wollen wir stolz sein, dass wenigstens bei uns noch die Sprache Goethes und nicht die Sprache Hitlers Heimatrecht hat.»

Kein Schweizer Schriftsteller hat sich in so gefährvoller Zeit so mutig und pointiert geäußert. In Wort und Schrift, in unzähligen Artikeln und Vorträgen, kündete Konrad Falke klarsichtig von der tödlichen Gefahr, die vom braunen Totalitarismus gegen Demokratie, Menschlichkeit und Kultur ausging. Darum wünschten ihm die hiesigen Frontisten



Freie Sexualität: Autor Falke. Einkommen noch keine Begründung eines sicheren Hausstandes

Gewissermassen ein halbes Jahrhundert zu früh tritt Falke als Achtundsechziger auf.

auch den Galgen an den Hals und hätten ihn am liebsten in ein Konzentrationslager gesteckt.

Besondere Bedeutung erlangte der Mahner und Warner Falke, indem er 1937 bis 1940 mit Thomas Mann die Exilzeitschrift «Mass und Wert» herausgab. Von grossbürgerlich-liberaler Gesinnung auch als kämpferischer Zeitungsschreiber, prägte der parteilose Falke nicht zuletzt die Haltung der *Neuen Zürcher Zeitung* mit.

Seine geistige Unabhängigkeit schöpfte Konrad Falke – als Karl Frey in Aarau geboren – nicht zuletzt aus dem Umstand, dass er keinem Brotberuf nachgehen musste. Der ihm verhasste Vater hatte als Verwaltungsratspräsident der Schweizerischen Kreditanstalt für das stattliche Erbe des Sprösslings gesorgt.

Während manche seiner Dramen, Essays und Romane nur mehr schwer verdaulich sind, mutet das Werk «Machtwille und Menschenwür-

de» von 1927 erstaunlich modern an. Gewissermassen ein halbes Jahrhundert zu früh tritt Falke als Achtundsechziger auf. Der stattliche Essay in Form eines fingierten Briefwechsels zwischen der Villa Morgensonne in Feldbach und dem Chalet Luegisland in Davos kritisiert

heftig die diskriminierte Stellung der Frau, den männlichen Herrschaftsanspruch, überhaupt die verlogenen moralischen Zwänge der bürgerlichen Gesellschaft. Ein verfehltes Männlichkeitsideal bildet die Quelle einer falschen, autoritären Staatsauffassung und verursacht die Kriege. Der intolerante, lieblose Moralismus verbietet jungen Menschen die körperliche Liebe, weil sie nicht nach gesetzlicher Ordnung verheiratet sind. Und warum? Weil ihr

erlaubt. Die Folgen sind, dass die junge Frau seelisch und körperlich verkümmert, während sich der Mann bei Prostituierten Ersatz sucht.

All dies verhindert eine freie Beziehung zwischen den Geschlechtern als Quelle gegenseitiger Freude und Kreativität. Den hitzigen, stürmisch vorgetragenen Argumenten des Briefschreibers setzt seine unbekannte Adressatin etwas kühlere, rationale Argumente entgegen, was allerdings nur neuen Einspruch provoziert. Der Ehe als gesellschaftlichem Gefängnis mit dem Ziel der Kinderzucht setzt Konrad Falke die freie Sexualität ohne Fortpflanzungszweck entgegen, die keinen der Partner degradiert, aber auch nicht in zügellose Befriedigung der Leidenschaften abgleitet. Einzig diese Ethik der beidseitigen Freiheit könnte eine glücklichere, friedlichere Gemeinschaft begründen.



Konrad Falke: Machtwille und Menschenwürde. TP Verone Publishing, 2015. 564 S., Fr. 148.–



Darf man das? Bestseller-Autor Würger.

Debatte

Literaturkritik im Hysterie-Modus

Takis Würger schrieb einen berührenden Roman über Berlin im Krieg. Nun tönt es in den Feuilletons, als sei «Mein Kampf» neu aufgelegt worden. Das Buch sei ein «Vergehen», ein «Machwerk übelster Sorte». Was ist passiert? *Von Rico Bandle*

Der Applaus war lang und freundlich, als Takis Würger vergangene Woche seine Lesung in Ravensburg beendete. Der Autor mit den sanften Gesichtszügen, der Wuschelfrisur und der lieblichen Stimme hatte das Publikum im ausverkauften Saal sichtlich betört. Hätte der Moderator den Schriftsteller nicht darauf angesprochen, nichts hätte darauf hingedeutet, dass es hier um einen Roman ging, der in den deutschsprachigen Zeitungen einen Sturm der Entrüstung ausgelöst hatte, wie es ihn noch selten gegeben hat.

Grösstmögliche Empörung

Las man die Rezensionen, so hätte man auf den Gedanken kommen können, «Stella», so heisst der Roman, gehöre verboten. Und zwar sofort. Das Buch sei «ein Vergehen», schimpfte etwa die *Süddeutsche Zeitung* und erhob es zum «Symbol einer Branche, die jeden ethischen oder ästhetischen Massstab verloren zu haben scheint». Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* ätzte,

es handle sich um «Schund, der nicht mal als Parodie durchginge», die *Zeit* schrieb, der Roman wolle nichts «ausser krass und massenkompatibel geil sein». Auch die *NZZ* machte bei dem bizarren Wettlauf um die grösstmögliche Empörung mit. Der Roman sei «Kitsch, wie er sonst in Heftchenromanen steht, diesmal allerdings in einer neuen Eskalationsstufe». Das Schwesterblatt, die *NZZ am Sonntag*, setzte noch einen drauf: «Dieser Roman ist ein Machwerk übelster Sorte. [...] Ein schlechteres, dümmeres und verwerflicheres Buch ist im renommierten Hanser-Verlag noch nie erschienen.»

Darf man ein solches Buch überhaupt in die Hand nehmen? Oder macht man sich damit schuldig? Wessen schuldig überhaupt?

Der Roman handelt von Friedrich, einem naiven jungen Schweizer, der 1942 nach Berlin reist, den Krieg vom Nobelhotel aus verfolgt und sich in eine hübsche Sängerin verliebt. Was Friedrich nicht weiss: Diese Sängerin ist Jüdin und Nazi-Kollaborateurin – sie verrät

versteckte Juden an die Gestapo, um ihre Eltern freizukriegen; die meisten von ihnen landen im KZ.

Junger Mann steigt unwissentlich ins Bett mit dem Teufel, diese Geschichte kommt einem bekannt vor: Schon Bernhard Schlinks Weltbestseller «Der Vorleser» bedient sich dieser Ausgangslage, die Verfilmung wurde mit dem Oscar ausgezeichnet. Die Konstellation ist zweifelsohne reizvoll: Eine Person, die man liebt oder geliebt hat, erweist sich als Monster. Das Buch spielt mit den Gegensätzen: Kriegsgräuel und Glamour, Schönheit und Terror. Hinzu kommt das moralische Dilemma, das jeder Leser nachvollziehen kann: Ist es legitim, andere zu verraten, um

Ist es legitim, andere zu verraten, um das eigene Leben und jenes der Eltern zu retten?

tion ist zweifelsohne reizvoll: Eine Person, die man liebt oder geliebt hat, erweist sich als Monster. Das Buch spielt mit den Gegensätzen: Kriegsgräuel und Glamour, Schönheit und Terror. Hinzu kommt das moralische Dilemma, das jeder Leser nachvollziehen kann: Ist es legitim, andere zu verraten, um

das eigene Leben und jenes der Eltern zu retten?

Takis Würgers Roman ist mit klarer Sprache, in einfachen Sätzen geschrieben – man kann ihn in einem Zug durchlesen. Es ist eine berührende Geschichte, in der die Dekadenz und die Grausamkeit der Nazis unverhohlen zum Ausdruck kommen. Wozu Menschen in einem entsprechenden Umfeld in der Lage sind, ist erschreckend – und eine Warnung an uns alle. Dass dies alles aus dem Blickwinkel des unbescholtenen und naiven Schweizers erzählt wird, ist ein geschickter Kunstgriff: Friedrich – und mit ihm der Leser – braucht ziemlich lange, um zu begreifen, was hier wirklich los ist.

Die Böse ist eine Jüdin

Was soll an dem Buch nun so übel sein? So entzündet sich die Kritiker auch geben, den genauen Vorwurf herauszulesen, ist gar nicht so einfach. Den Roman als Kitsch zu bezeichnen oder als schlecht geschrieben, ist nicht ganz falsch. Tatsächlich hat Würger den Hang zu schwülstigen Sätzen, die als Kalenderweisheiten durchgingen. «In diesem Land sind nur noch die schönen Geschichten Gerüchte. Die hässlichen sind alle wahr.» Oder: «Das Leben formt uns zu Lügner.» Doch dies macht aus dem Roman noch lange kein «übles Machwerk», schliesslich gibt es viele schlechtgeschriebene Bücher. Der Hauptvorwurf ist derselbe, wie er bei vielen Holocaust-Büchern und -Filmen vorgebracht wird: Hier instrumentalisieren jemand den Holocaust, um mit einem schlechten Buch Profit daraus zu schlagen. Bei «Stella» aber wird er mit aussergewöhnlicher Vehemenz vorgebracht. «Den Vorwurf der Instrumentalisierung kann man auch gar nicht entkräften», sagte Takis Würger an der Lesung.

Dass es sich bei der jüdischen Denunziantin Stella Goldschlag um eine historisch verbürgte Figur handelt, kommt bei den Kritikern ebenso schlecht an wie die Tatsache, dass der Autor echte Auszüge aus dem späteren Militärprozess gegen sie in die mehrheitlich fiktive Geschichte eingeflochten hat. Dabei handle es sich um einen Missbrauch der Opfer. Auch diese Kritik wirkt konstruiert: Hätten diese Einschübe gefehlt, wäre dem Autor wohl Verharmlosung vorgeworfen worden, weil er nicht genügend auf das Schicksal der von Goldschlag verratenen Leute aufmerksam gemacht hätte.

Was ist also das Problem? Bei dem Buch kommen gleich mehrere Dinge zusammen, die die Feuilleton-Empörung befeuerten. Das profanste: Takis Würger ist hauptberuflich Journalist beim *Spiegel*, also ein Kollege der Literaturkritiker, von denen viele wohl selber gerne Schriftsteller wären. Dass in einigen Berichten über einen hohen Vorschuss spekuliert wird, den Würger erhalten haben soll (angeblich 150 000 Euro), dass man Anstoss daran nimmt, dass der Verlag den Roman als «Spit-

zentitel» bewirbt, deutet darauf hin: In der Kritik steckt viel Neid.

Dann das Thema Holocaust. Deutsche Intellektuelle neigen dazu, jeden Holocaust-Diskurs zu problematisieren. Wer sagt, andere gingen nicht korrekt mit diesem hochsensiblen Thema um, meint damit eigentlich: Ich schon. Dass man mit leichter Sprache unterhaltsam über den Nationalsozialismus schreibt, geht gar nicht, das musste auch schon mehrfach der Schweizer Autor Charles Lewinsky erfahren: Seine Bücher, in der Schweiz gelobt und hocherfolgreich, wurden in Deutschland mehrheitlich verrissen.

Bei Takis Würger kommt ein Element hinzu, das erstaunlicherweise kein Kritiker angesprochen hat: Das Monster in dem Buch ist eine Frau und erst noch eine Jüdin. Im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus ist für Juden jedoch eine andere Rolle vorgesehen: jene des Opfers – und zwar ausschliesslich. Während das Leben im Normalfall ambivalent ist, die Grenze zwischen Gut und Böse selten scharf gezogen werden kann, so ist dies beim Nationalsozialismus anders: Bei diesem Thema gibt es nur Schwarz und Weiss, kein Dazwischen. Diese stille Übereinkunft – die in der politischen Diskussion zweifellos berechtigt ist – wird in diesem Roman arg geritzt.

Dass kein Kritiker diesen Aspekt auch nur andeutete, liegt wohl daran, dass es Stella Goldschlag tatsächlich gegeben hat. Man kann einem Romanautor schlecht vorwerfen, sich an der Realität orientiert zu haben. Also wirft man ihm sonst alles Mögliche vor, von Kitsch über schlechte Schreibe und Bedienung von Klischees bis zur Ausbeutung der Historie zwecks Erfolgssucht.

Bezug zum Leser verloren

Takis Würger äusserte sich an der Lesung nur zurückhaltend zu den Vorwürfen, ohne jeden Groll. Als der Sturm losging, habe er Angst gehabt vor wütenden Reaktionen, sagte er. Am Ende des Buchs ist seine private E-Mail-Adresse aufgeführt mit dem Aufruf, sich bei ihm zu melden: «Was denken Sie über dieses Buch? Ich beantworte jede Nachricht.» Nichts geschah. Er erhielt zwar Hunderte von Nachrichten, aber fast ausschliesslich positive. Auch an der Lesung erntete er nur wohlwollende Reaktionen. Was zeigt: Weit bedenklicher als das Buch ist das hysterische Rudelverhalten der Feuilletons – ein Paralleluniversum, das jeden Bezug zum Leser verloren zu haben scheint.



Takis Würger: Stella.
Hanser. 224 S., Fr. 29.90

Knorr's Krimis



Vergessene Mobster



Zur Abwechslung zwei Sachbücher. Die Mafia wird mit Italien assoziiert, aber kaum mit Kuba. Sie entstand, kurios, durch die Kubakrise, mit der Schweinebucht-Aktion, an der kubanische Patrioten wirkten. Als die jämmerlich scheiterte und die Kämpfer von der US-Regierung im Stich gelassen wurden, stürzten sie sich in Florida auf die traditionelle kubanische Lotto-Variante Bolita. Sie krepelten das Bolita-Geschäft um und verwandelten es in ein aggressives illegales Business. Die Führung übernahm der «Kriegsheld» José Miguel Battle, Ex-Cop unter Fulgencio Batista. Battle begrüßte zunächst Castros Revolution; als sie auf eine kommunistische Diktatur ohne freie Wahlen hinauslief, gehörte er zu den Enttäuschten, floh in die USA und schloss sich den Exilanten an, die ihr Land zurückerobern wollten. Battle versuchte es mit kriminellen Mitteln. T. J. English, ein Experte für organisiertes Verbrechen, zeichnet den aberwitzigen Aufstieg von Battle nach, dessen Herrschaft immer brutaler wurde.

T. J. English: The Corporation. Aufstieg und Fall der kubanischen Mafia. Heyne. 704 S., Fr. 39.90

Vergessener Rassismus



Auch das ist wenig bekannt: Rassismus in den USA traf nicht nur Schwarze. Zeitweise wurden die Italiener (ganz besonders Sizilianer) heftiger abgelehnt. Es gab – um 1900 herum – übelste Pogrome und Lynchmobs, die heute kaum noch bekannt sind. Der *New York Times*-Reporter Stephan Talty hat sich dieser weitgehend vergessenen Geschichte angenommen. Er erzählt den Aufstieg von Joseph Petrosino nach, dem ersten italienischstämmigen Detektiv, der mit einer kleinen Gruppe die Black Hand, eine Vorläuferorganisation der Mafia in New York, zu zerschlagen versuchte. Die Stadt versank im Verbrechen, aber weil die Black Hand aus Italienern bestand und ihre Opfer ebenfalls Italiener waren, unternahm die irisch dominierte städtische Führung nichts. Petrosino war ihr Alibi und wurde fast ein Don Quijote, liess aber nicht locker. Der hochinformative Report wird mit Leonardo DiCaprio verfilmt.

Stephan Talty: Black Hand. Jagd auf die erste Mafia New Yorks. Suhrkamp. 318 S., Fr. 24.90

Unerwünschte Jüdin

Die Schweiz hatte für sie etwas von einem Paradies – das Land wollte sie aber nicht. Ein Buch geht der widersprüchlichen Beziehung von Dichterin Else Lasker-Schüler zu ihrer Wahlheimat Zürich nach. Von Gerd Leo Kuck

Geboren wurde Else Schüler im Februar 1869 in Elberfeld als jüngstes von sechs Kindern des wohlhabenden jüdischen Privatbankiers Aaron Schüler. Elberfeld war das Finanzzentrum des Deutschen Reichs. Else galt als Wunderkind, konnte mit vier Jahren lesen und schreiben.

1894 heiratet sie den Arzt Berthold Lasker. Sie zieht nach Berlin und entdeckt die Welt der Boheme, Kaffeehäuser und Theater. Gottfried Benn, Lyriker wie sie, wird später ein enger Freund. Die bürgerliche Welt von Kind und Küche widerspricht ihrem anarchischen Wesen. Im August 1899 wird ihr Sohn Paul geboren. Da ist das Paar längst getrennt. Den Namen von Pauls Vater hat sie nie preisgegeben. 1903, im Jahr ihrer Scheidung, heiratet sie den Journalisten Georg Lewin, dem sie das Pseudonym Herwarth Walden vorschlägt. Als Herausgeber gründet er mit ihr die berühmte Kunstzeitschrift «Der Sturm».

Von ihm lässt sie sich 1912 scheiden, danach wird Else Lasker-Schüler nie mehr ein regelmässiges Einkommen haben, auch keinen festen Wohnsitz mehr. Zu diesem Zeitpunkt ist sie längst, wie Benn verkündet, «die grösste deutsche Dichterin».

Unbarmherzige Fremdenpolizei

Ihre Beziehung zu Zürich beginnt 1917. Ihr Sohn Paul, den sie abgöttisch liebt, ist lungenkrank. Zudem will sie ihn vor dem Krieg, in dem schon viele ihrer Freunde getötet wurden, bewahren. Paul tritt im August 1917 ins Sanatorium Kilchberg ein. Die Mutter folgt ihm im Oktober in die Schweiz.

Damit startet eine *never-ending story*: der Kampf zwischen der schweizerischen Bürokratie mit ihrer unbarmherzigen Fremdenpolizei und einer Künstlerin, die für jede Art von Verwaltung und Ordnung kein Verständnis hat. Sie ist mündlich und schriftlich streitlustig, ja streitsüchtig und tendiert bisweilen zu zynischen Attacken. Das An- und Abmelden bei der Fremdenpolizei ist ihr ein Gräuel. Fast immer verstreichen Termine ungenutzt. Regelmässig werden Bussen verhängt, Ausreisen angeordnet, Aufenthalte in der Schweiz untersagt, Wiedereinreisen verboten.

Die Quellen, Vermerke und Protokolle, von Ute Kröger vielerorts zusammengesucht und sorgfältig ausgewertet, bieten reiches Anschauungsmaterial. Mit Zitaten belegt sie die Auseinandersetzungen und schildert sie als lesenswerten, langen Kampf.



«Sie trat unter die Menschen wie ein Gewitter»: Poetin Lasker-Schüler.

Else Lasker-Schüler ist sich ihrer prekären finanziellen Lage bewusst. Jeden Aufenthalt in Zürich nutzt sie, um sich hier wieder ein Netzwerk von Freunden und Unterstützern aufzubauen. Sie gewinnt unter vielen anderen Eduard Korrodi für sich, den einflussreichen Feuilletonchef der NZZ. Er veröffentlicht, obwohl sie Arbeitsverbot hat, immer wieder ihre Gedichte. Sie schreibt Briefe an Politiker und Unternehmer. Sie bittet, bettelt und verlangt bisweilen herrisch Geld, das man ihr in der Regel zukommen lässt. Im Dezember 1927 stirbt Paul bei ihr in Berlin.

Max Rychner, wie Korrodi ein einflussreicher Publizist, schreibt 1950 aus der Erinnerung über ihre Auftritte in Cafés wie dem «Odeon»: «Sie trat unter die Menschen wie ein Gewitter; gleich sandte sie auch gegen die einen Blitze, die andern hüllte sie in die warmen Wolken ihrer Gunst.»

In den nächsten Jahren wird in Deutschland die Lage für die Jüdin Else Lasker-Schüler immer lebensbedrohlicher. Als im Januar 1933 Hitler und die Nazis die Macht übernehmen, ist ihr klar: Sie muss weg. Sie verlässt Deutschland für immer im April 1933 in Richtung Zürich.

In Berlin hinterlässt sie – wie später in Zürich – nichts als einige Koffer mit wenigen Habseligkeiten bei Freunden.

Auch in Zürich sammeln sich in der Nationalen Front Gegner der Emigranten. Die Dichterin ist mittellos und nach offizieller Politik eine unerwünschte Jüdin. Ihr intransparentes Leben und ihre materielle Situation machen sie verdächtig. Die Beamten der städtischen Fremdenpolizei befürchten, dass sie zum Sozialfall wird.

1934 reist sie, durch das Ende der Aufenthaltserlaubnis gezwungen, erstmals nach Palästina. Seit ihrer Jugend beflügelte ein imaginäres Jerusalem als ein Sehnsuchtsort ihre Fantasie. Die Enttäuschung ist gross. Palästina ist als Ergebnis des Ersten Weltkriegs britisches Protektorat. Zwischen den Palästinensern und den jüdischen Einwanderern herrscht Misstrauen und Terror. Morde passieren täglich. Nach zwei Monaten ist sie zurück in Zürich, ohne Aufenthaltserlaubnis. 1936 bringt das Schauspielhaus Zürich ihr Stück «Arthur Aronymus» zur Uraufführung. Für das Selbstbewusstsein der Dichterin ein Triumph, finanziell ein Misserfolg: Das Publikum bleibt aus, nach der zweiten Vorstellung wird das Stück abgesetzt.

Von Migranten bewundert

Im Frühjahr 1939 gelingt der städtischen Fremdenpolizei endlich die Ausweisung ohne Rückkehrrecht bis 1941. Kaum in Jerusalem, nimmt Lasker-Schüler den Kampf um die Rückkehr auf. Sie bemüht alle Freunde und Unterstützer, bis zum Bundesrat. Sie will zurück an den Ort, von dem sie schreibt: «Überall hängt noch ein Fetzen des Paradieses.» Vergeblich. Zwei Tage vor Kriegsausbruch erreicht sie die Verfügung «Verweigerung der Einreise- und Aufenthaltsbewilligung» der eidgenössischen Fremdenpolizei.

In ärmlichen Verhältnissen lebt sie in einem unmöblierten Zimmer zur Untermiete, ohne Bett, mit einem Stuhl und einem Bunsenbrenner am Boden. Von Freunden der jüdischen Emigration aus Europa bewundert und verehrt, durchstreift sie als eine wunderliche, bunte Erscheinung in ihren letzten Lebensjahren die Gassen von Jerusalem. Sie stirbt wenige Tage nach einem Herzanfall am 22. Januar 1945 im Hadassah Hospital. Ihr Grab auf dem Ölberg wird in den sechziger Jahren beim Bau einer Schnellstrasse zerstört. In Zürich erinnert ein kleiner, nach ihr benannter Weg an sie, schwer auffindbar im Aussenquartier Oerlikon.



Ute Kröger: Viele sind sehr sehr gut zu mir. Limmat. 272 S., Fr. 35.90

Gerd Leo Kuck war von 1992 bis 1999 künstlerischer Direktor des Schauspielhauses Zürich.

Diktaturen

Schreiben als Lebensgefahr

Wenige Monate nach seiner Machtergreifung verbot Adolf Hitler bereits die ersten Bücher. Ihnen ist eine verdienstvolle Chronik gewidmet. *Von Rolf Hochhuth*

Man will sich das eigentlich nicht eingestehen: dass der Ausländer, der mit 43 Kanzler eines Volkes wurde, dem er nicht angehört hat – eine napoleonische Karriere, denn auch der wurde nicht als Franzose geboren –, bereits nach drei Monaten durchsetzen konnte, dass einige der deutschen Bücher, die zu den wirkungsvollsten des 20. Jahrhunderts gehören, öffentlich ins Feuer geschmissen wurden. So, um nur das weitaus berühmteste zu nennen, das von Erich Maria Remarque, «Im Westen nichts Neues».

Kann man sich vorstellen, dass das in einem anderen Land Europas hätte stattfinden können? Jedenfalls ist es höchste Zeit, dass Birgit Lahann die prominentesten sechzehn Autoren in Erinnerung ruft, die von den Hitler-Banditen, in erster Linie vom «Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda», Joseph Goebbels, entrechtet, ja verboten worden waren, schon zwei Jahre bevor alle jüdischen Autoren automatisch «aus dem Verkehr gezogen» wurden.

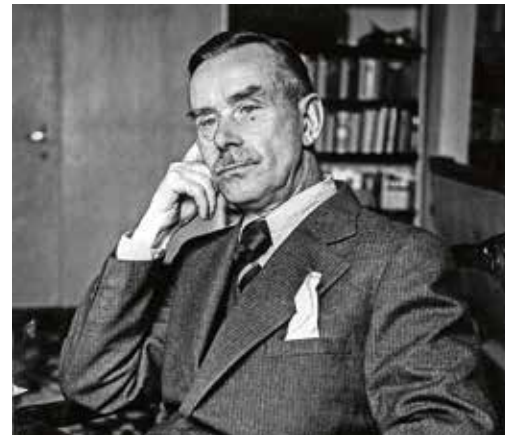
Noch trostloser als die Tatsache der Bücherverbrennung selbst ist, dass der erst einige Wochen alte Hitler-Staat diese monströse Veranstaltung riskieren konnte, ohne fürchten zu müssen, bei der grossen Mehrzahl der Deutschen Anstoss zu erregen.

Schein der Meinungsfreiheit

Noch hielten einige Autoren, trotz den Bücherverbrennungen, den Schein der Meinungsfreiheit aufrecht: Thomas Mann zum Beispiel, obwohl er instinktiv von einer Lesereise durch Belgien nach Hitlers Machtergreifung nicht mehr zurückkehrte, konnte noch bis 1936 seine Bücher im «Reich» verkaufen. Bruder Heinrich hingegen war mit «Der Untertan» einer der prominentesten der sofort geächteten Autoren.

Birgit Lahann erzählt in ihrem Buch auch die Geschichte von Otto Flake, dem Ende der 20er Jahre mit «Hortense oder Die Rückkehr nach Baden-Baden» das schönste Frauenbuch nach «Effie Briest» geglückt war: Der Elsässer durfte während des Dritten Reichs gedruckt werden, obwohl er schon zum zweiten Mal «jüdisch versippt» war, wie das im Rotwelsch der späteren Auschwitzer hiess.

Wie viel interessanter ist doch eine Literaturgeschichte in Zeiten der Verfolgung der Dichter als heute in unserer Glück-verdummt friedlichen Epoche! Wie schon angedeutet: Literatur kann gar nicht so brisant sein, hat sie nichts zu fürchten wie in Jahren ihrer Verfolgung.



Kehrte instinktiv nicht heim: Thomas Mann.

Vor allem müssen wir Heutigen uns hüten, jene Autoren abfällig zu beurteilen, die – so nannte das rückblickend Otto Flake – vor einem Tyrannen «die Geste vor Gesslers Hut gemacht» hatten. Hat Gerhart Hauptmann wirklich ein «Bekenntnis» abgelegt, nur weil er den Hitlergruss machte wie alle? Sicher nicht, wie auch Birgit Lahann schreibt. Denn diesen Gruss zu verweigern, konnte tödlich sein.

Auf jeder fünften Seite dieser spannenden, oft tragischen Chronik fällt einem auf, was man immer wieder vergisst: Im Frieden da sein – das lässt nicht den geringsten Vergleich zu mit Kriegszeiten.

Dass Birgit Lahann die sechzehn Literaten, die ihr am Herzen liegen und deren jeden sie gründlich beschreibt, aufregenden Krisenzeiten entnimmt, gibt den Porträts ein Profil, wie Autoren, die von Krieg verschont blieben – ich zum Beispiel –, es gar nicht haben können! Auf alle hier Gezeichneten trifft Brechts Klage zu: «Wirklich, ich lebe in finsternen Zeiten [...] wo/Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist,/Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschliesst!»

Der drastische Titel dieser unersetzlichen Anthologie, «Wir sind durchs Rote Meer gekommen, wir werden auch durch die braune Scheisse kommen», stammt von einem ebenfalls jüdischen Freund, von Victor Klemperer, der eines der grossen Tagebücher Verfolgter schrieb.



Birgit Lahann: Wir sind durchs Rote Meer gekommen, wir werden auch durch die braune Scheisse kommen. Dietz. 312 S., Fr. 37.90

Rolf Hochhuth, geboren 1931, gehört zu den bedeutendsten Dramatikern der deutschen Nachkriegszeit.

Weiblicher Blutrausch

Frauen wie Katharina von Medici und Elisabeth I. setzten im 16. Jahrhundert auf Mord und Totschlag. Maria Stuart war nicht das einzige Opfer.

Von Rolf Hürzeler

Der Zeitzeuge ist anonym, vielleicht hat er übertrieben. Denn seine protestantischen Glaubensbrüder waren die Leidtragenden des grossen Schlachtens von Paris: «In der ganzen Stadt häuften sich die Leichen, jeden Geschlechts und jeden Alters. Es herrschten eine derartige Verwirrung und ein solches Drunter und Drüber, dass jeder töten konnte, wen er wollte [...] Der grössten Mordwut fielen wir zum Opfer. Um den Tätern noch fettere Beute hinzuwerfen, befahl man ihnen, die Häuser zu plündern.»

So soll es in Paris zu- und hergegangen sein in der Sommernacht vom 23. zum 24. August 1572. Hinter dem Schlachten stand angeblich eine Frau: Katharina von Medici, die Mutter des damals erst 23-jährigen französischen Königs Karl IX. Dies ist zumindest die Lesart der gängigen Geschichtsschreibung.

Die deutsche Biografin Sabine Appel zeichnet in ihrer soeben erschienenen Lebensdarstellung «Katharina von Medici – Strategin der Macht und Pionierin der Neuzeit» ein packendes Bild dieser Frau. Sie bestimmte mit Elisabeth I. von England das politische Geschehen im westlichen Europa. Religionskriege prägten die damalige Machtkonstellation: Auf der einen Seite standen die katholischen Spanier und die mit ihnen verbündeten Habsburger. Auf der andern dominierten die protestantischen Engländer; zwischen diesen Blöcken stand Frankreich. Dessen Bevölkerung war gespalten in Anhänger des alten und des neuen Glaubens; den erzkatholischen Herzögen von Lothringen standen die protestantischen Hugenotten unerbittlich gegenüber.

Härter und skrupelloser

In diesem explosiven Machtgefüge agierte Maria Stuart, die Königin der Schotten, deren Schicksalsgeschichte im Kino zu sehen ist. Sie wuchs als Katholikin am französischen Hof auf – und sah sich als legitime Erbin der englischen Krone. Durch die Wirren der Glaubenskriege kam sie 1561 jedoch auf den schottischen Thron und geriet dort zwischen die Fronten von England und Frankreich. Im Gegensatz zu ihren beiden Gegenspielerinnen Elisabeth I. und Katharina von Medici konnte sich Maria Stuart nicht behaupten und endete nach Jahren der Gefangenschaft am 18. Februar 1587 mit 45 Jahren auf dem Schafott. Sie war das prominenteste Opfer der Frauenherrschaft jener Zeit.

Härter und skrupelloser als Maria war Katharina von Medici (1519–1589), eine Nachfahrin



«Dunkle, mysteriöse Rolle»: Katharina von Medici nach der Bartholomäusnacht.

der alten florentinischen Herrscherfamilie. Die Witwe des französischen Königs Heinrich II. war zehnfache Mutter und hatte faktisch die Macht inne, zumal ihre Söhne einer nach dem andern frühzeitig verstarben. Dabei hegte Katharina laut Appel keine Sentimentalitäten: «Diese ausschliesslich politisch denkende und agierende Frau stellte ihre Strategie über alles, auch über das Wohl ihrer Kinder und oft gar über ihr eigenes Wohl.» Katharina wuchs in diese politisch dominante Rolle hinein, nachdem sie als junges Mädchen zur Heirat nach Frankreich verschachert worden war.

Sie verstand es nach und nach, sich in der Fremde zu behaupten: «Sie wurde von den Zeitgenossen «schwarze Königin» und von der Nachwelt gelegentlich «schwarze Witwe» genannt», schreibt Appel. Ein männerfressendes Ungetüm also, mit dem nicht zu spassen war. Oder schöner formuliert: «Ihre Fähigkeit, Niederlagen zu tolerieren und ihre Energie-reservoirs waren enorm.»

Ebenso unerbittlich mit sich und der Welt war ihre Gegenspielerin jenseits des Ärmelkanals, Elisabeth I. (1533–1603). Eine naheliegende Erklärung für diese charakterlichen Eigenheiten der beiden Frauen sind die Trau-

mata ihrer Jugend: Elisabeth erlebte, wie ihr Vater Heinrich VIII. ihre Mutter Anna Boleyn hinrichten liess, weil sie ihm politisch zu einflussreich geworden war. Katharina von Medici stand in den italienischen Wirren ihrer Jugendzeit sogar selbst kurz vor dem Schafott, bevor sie die Frommen in einem Kloster entsorgten, um sie als Erbin aus dem Weg zu haben. Wer so aufgewachsen ist, hat die Lehren fürs Leben kapiert.

Die beiden Rivalinnen neigten indes trotz dieser Erfahrungen nicht zum politischen oder religiösen Extremismus. Sie setzten vielmehr auf Ausgleich, zumindest solange er ihren Interessen diente. Die vom päpstlichen Rom entfremdete Elisabeth I. war stets bemüht, den englischen Katholiken möglichst grosse Sicherheit und breite gesellschaftliche Akzeptanz zu verleihen. Nur wenn die Papisten rebellierten, winkte der Gang zum Galgen.

Vermählung als Finte

Ähnliche Strategien fuhr Katharina von Medici: Sie suchte jahrelang den Ausgleich zwischen den damals dominierenden katholischen Guisen von Lothringen und den Hugenotten. Die Herrscherin lavierte und ver-

mittelte so lange, bis ihr die Geschicke in der Bartholomäusnacht aus der Hand glitten. Oder etwa doch nicht? In der Darstellung von Sabine Appel bleibt diese Frage ungeklärt: «Ausschlagend für ihre dunkle, mysteriöse Rolle, die man ihr unterstellte, war aber ein über die Jahre angewachsenes Ressentiment.» Denn Katharina blieb für die Franzosen stets eine eingeheiratete Fremde, und sie schien sich aus Popularität zeit ihres Lebens nichts zu machen. Allerdings: Es war kein Zufall, dass sich in jener fatalen Nacht so viele Protestanten in Paris aufhielten. Denn kurz zuvor vermählte Katharina ihre Tochter Margarete mit dem Hugenotten Heinrich von Navarra in der Kirche von Notre-Dame. Aus der Sicht der Protestanten war diese Vermählung eine Finte, um sie als Hochzeitsbesucher nach Paris zu locken und abzuschlachten.

Was sich laut Beteiligten ereignete, liest sich noch heute wie ein Schauerroman, etwa in den Schilderungen des Schweizer Gardisten Studer von Winkelbach, der wie seine Landsleute auf der Seite der Katholiken kämpfte. Zum Auftakt kam der protestantische Anführer, Admiral Gaspard II. de Coligny, an die Reihe: «Die Schweizer Gardisten brachen mit ihren Hellebarden die Tore von Colignys Haus auf, machten zuerst seine Dienerschaft nieder und durchbohrten darauf den Admiral, den sie im Nachthemd vorfanden, um ihn danach aus dem Fenster zu werfen.» Je nach Version lebte er zu diesem Zeitpunkt nicht mehr oder eben doch. In einer Darstellung klammerte sich der Admi-

«Sie wurde von Zeitgenossen <schwarze Königin>, von der Nachwelt <schwarze Witwe> genannt».

ral noch verzweifelt an den Fenstersims, von wo er nach einem Stubser in die Tiefe stürzte. Dieser Mordanschlag auf einen protestantischen Führer war für die Katholiken ein Signal, endlich richtig zuzuschlagen, um den Hugenotten den Garaus zu machen. Laut Appel wollte die Königin ein solches Massaker nicht, denn unnötiges Blutvergiessen hasste sie wie die Regentin in England.

Einen wesentlichen Charakterunterschied zwischen den beiden Frauen hebt Appel in ihrem Buch indes hervor: Die legendär geizige Elisabeth I. zeichnete sich durch merkantiles Geschick aus. Sie förderte die frühen Ansätze eines modernen Unternehmertums und hatte

eine fast demokratische Vorstellung von Wohlstand für viele, solange sie keine Bauern waren. Dieses wirtschaftliche Denken ging der Kaufmannstochter Katharina von Medici dagegen ab. Sie war zu sehr in die gegensätzlichen politischen Interessen verstrickt, die in Frankreich mit den Hugenottenkriegen immer wieder für gewalttätige Auseinandersetzungen sorgten.



Legendär geizig: Elisabeth I.



Falscher Thron: Maria Stuart.

Die zwei Frauen sollten sich im Lauf der Geschichte einmal fast nahekommen. Denn Katharina wollte sich ihre Unabhängigkeit von Spanien-Habsburg durch die Heirat ihres jüngsten Sohnes mit der englischen Königin sichern: François-Hercule de Valois, duc d'Alençon, sollte 1581 mit 26 Jahren die 48-jährige Queen Elizabeth heiraten. Allein schon die Idee einer solchen Verbindung illustriert, wie gleichgültig Religionsfragen oder gar Herzensdinge den beiden Frauen waren. Sie dienten ihnen einzig als Camouflage, um ihre politischen Ziele zu erreichen.

Absage wegen Syphilis

Das amouröse Vorhaben scheiterte nicht etwa am Widerstand des Jünglings. Vielmehr stellte sich der englische Staatsrat dagegen, weil man einen französischen Monarchen nicht mochte. Oder die Herren hegten Bedenken, ob der Verbindung

Glück beschieden sein könne. Jedenfalls liess Königin Elisabeth in diesem Fall ausnahmsweise ihren politischen Instinkt vermissen, wie die Streitschrift des Kleinadligen John Stubbs verriet: «die Entdeckung eines gähnenden Abgrunds, der England zu verschlingen droht, wenn die französische Heirat zustande kommt[...].» Er warnte Ihre Majestät davor, sich in diesem Fall mit Syphilis anzustecken, was ihr offenbar Grund genug war, die Hochzeit abzublasen.

Auch diese Niederlage indes brachte die beiden starken Frauen nicht um. Sie zogen die politischen Fäden bis zu ihrem natürlichen Lebensende.



Sabine Appel: «Katharina von Medici – Strategin der Macht und Pionierin der Neuzeit». Klett-Cotta. 474 S., Fr. 38.90

Sprache

Allotria

Was sagt der Papst, wenn er ein Viagra geschluckt hat?

Von Max Wey

Bald sind die Narren los. Da wird es ja wohl erlaubt sein, ein bisschen Allotria zu treiben mit der deutschen Sprache. Willkommen, Ladies and Gentlemen, im Variété der Spracharistokratie. Zum Aufwärmen ein paar Witze. Wie vermehren sich Mönche und Nonnen? Durch Zellteilung. Ein Kaminfeger betritt ein Restaurant. Sagt der Wirt: «Der geht aufs Haus.» «Wie geht es Ihnen?», fragt ein Anwalt einen Arzt. «Gut, kann nicht klagen. Und Ihnen?» – «Schlecht, kann nicht klagen.» Ein Mann sucht in einem Antiquitätengeschäft ein Geschenk für seine Freundin. Der Verkäufer: «Rauchtischlampe?» – «Nö, die Schlampe raucht nicht.» Was macht man mit einem Hund ohne Beine? Um die Häuser ziehn. Wir wechseln kurz ins Schweizerdeutsche. Kunde zum Händler: «Händer Hämmer?» Händler: «Hämmer hämmer.» Giovanni wird am Postschalter gefragt: «Ischriibe?» – «Nei, i scho schriibe, du schicke.»

Sie schütteln sich nicht vor Lachen? Dann noch einen Schüttelreim: Nicht selten liest die prüde Rosa in ihrem Bette rüde Prosa. Und noch etwas Gereimtes: Wir liegen hier am Mittelmeer und haben keine Mittel mehr. Zwischendurch genehmigen wir uns einen alten Kalauer. Napoleon starb bekanntlich auf Helena. Wie peinlich! Eine etwas andere Bauernregel: Kräht der Hahn auf dem Huhn, hat das mit dem Wetter nichts zu tun. Mädchen können auch kleine Maden sein, auch im Osten trägt man Westen, und auch Arme haben Beine. Autovertreter verkaufen Autos, Versicherungsvertreter Versicherungen. Und Volksvertreter?

«Zwei Knaben sassen Arsch an Arsch/Und furzten den Radetzkymarsch/Bis plötzlich einer kackte/Da kamen sie aus dem Takte.» Das war ein sogenannter Klapphornvers. Es ist mir ein Anliegen, das Niveau etwas anzuheben. Der Schweizer Schriftsteller Walter Vogt hilft uns mit seinem Kurzgedicht über die drei Lebensalter: «da da/bla bla/ga ga». Der Satz «Es eilt, Liese» ist ein Palindrom (vor- wie rückwärts lesbar). Zitronensaft ist ein Anagramm von Fronteinsatz (mit den gleichen Buchstaben gebildet).

Der deutsche Schriftsteller und Satiriker Karl Julius Weber entschied sich für folgenden Grabspruch: «Hier liegen meine Gebeine, ich wollte, es wären deine.» Seine Erben bevorzugten indes etwas Lateinisches. Jetzt ist aber Schluss mit lustig. Halt, einen hab ich noch. Was sagt der Papst, wenn er ein Viagra geschluckt hat? «Heiliges Kanonenrohr!»



Die Bibel

Freiheit und Sicherheit

Von Peter Ruch

Die Israeliten sprachen: Wären wir doch durch die Hand des Herrn im Land Ägypten gestorben, als wir an den Fleischtöpfen sasssen... Ihr aber habt uns in diese Wüste herausgeführt, um diese ganze Gemeinde den Hungertod sterben zu lassen (Exodus 16,3). Die Fleischtöpfe Ägyptens sind sprichwörtlich. Nach ihnen sehnten sich die Israeliten auf der Wüstenwanderung zurück. Gerne hätten sie die neue Freiheit gegen die alte Sicherheit eingetauscht. Ähnliches berichtet das Neue Testament: Den Galatern schien der Glaube an Gott zu unsicher. Mehr Sicherheit erwarteten sie von den Bräuchen wie Beschneidung, Ernährung, Sabbat. Paulus verwies auf Christus, der die Menschen befreit – und damit ein wenig verunsichert. Und Ähnliches beobachte ich heute: Die meisten Menschen sind bereit, den schleichenden Abbau der Freiheit zugunsten von Komfort, Gesundheit und Sicherheit hinzunehmen.

Schwächt die Freiheit die Sicherheit? Viele meinen das und suchen die goldenene Mitte. Ein Irrtum. In entwickelten Demokratien leben wir nicht nur am freiesten, sondern auch am sichersten. Ohne sie zu idealisieren, sollte man zur Kenntnis nehmen, dass hier die Anzahl der Gewaltopfer am niedrigsten ist und Wohlstand sowie Lebenserwartung am höchsten. Zwar weisen auch stramme Diktaturen niedrige Kriminalraten aus, doch sind dort viele Verbrechen verdeckt, weil die Staatsgewalt Täterin ist. In Europa stellt sich die Frage, wie viel Freiheit und Privatheit noch draufgehen muss, bis der Zusammenhang zwischen Freiheit und Sicherheit erkannt wird. Die Überwachung, die Steuerlast, die Regulierungsdichte und die Umverteilung haben die Schmerzgrenze erreicht. Trotzdem nimmt gemäss Umfragen die gefühlte Sicherheit ab. Da drängt sich ein Richtungswechsel auf: weniger staatliche Gängelung, mehr Freiheit – und damit mehr Sicherheit. Nicht der Staat befreit dich von den existenziellen Ängsten und gibt dir Boden unter die Füße, sondern das Vertrauen auf Gott.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Brillant als couragierte Dulderin: Glenn Close als Joan Castleman.

Kino

Mehrzweckwaffe

Im furiosen Psycho-Kammerspiel «The Wife» revoltiert die Gattin gegen ihren Mann – einen Literatur-Nobelpreisträger.

Von Wolfram Knorr

Kurz vor seiner Dankesrede in Stockholm warnt Joan (Glenn Close) ihren Gatten Joe Castleman (Jonathan Pryce), sie in seiner Literatur-Nobelpreis-Rede ja nicht zum Opfer zu machen. Doch dann kommen die befürchteten Gönnerfloskeln «ohne die Unterstützung meiner Frau...», und schon erhebt sich Joan und verlässt abrupt den Festsaal. Sie hat allen Grund, sich nicht in den Schatten ihres illuminierten Poetengatten schieben zu lassen. «The Wife» vom schwedischen Regisseur Björn Runge, nach dem gleichnamigen Roman von Meg Wolitzer (deutscher Titel: «Die Ehefrau»), macht aus einer guten alten Konvention Sprengstoff – der Konvention, die Frau oder Partnerin zur «Sinnmitte» zu «erheben»: Er rackert sich draussen ab, sie richtet ihn drinnen im Heim wieder auf. «The Wife» macht damit Tabula rasa.

Sensibles Ego des Mannes

Natürlich öffneten schon Ingmar Bergmans «Szenen einer Ehe» (1973) die Schleusen, aber der Künstlerehefilm, in dem es um den weiblichen Anteil der Kreativität geht, wie etwa «Camille Claudel» (1988) oder, jüngst, «Colette», ist eher (noch) rar. «The Wife» betritt damit schroffes August-Strindberg-Gelände, und das ist vermint. Der Hochleistungsliterat Castleman tritt ständig drauf. In Rückblen-

den, zwischen der Eskalation des Hasses, erfährt man aufs Schönste, wie die Dichterin über den Höhenflug des Eros in die Funktion der Sekretärin, Kritikerin, Mutter, Hausfrau schlittert. Bei Joan allerdings ging die Ernüchterung noch weiter, und «The Wife» enthüllt, wie in einem Krimi, den Weg des Paares zum Erfolg von Joe. Denn die junge Joan (Annie Starke, die Tochter von Glenn Close) war eine begabte Jungautorin, die den Literaturdozenten Joe (Harry Lloyd) anhimmelte, sich in ihn verliebte und um der Liebe willen ihre eigenen Ambitionen hinter die ihres Partners zu stellen begann, um zu werden, was von Dichtergattinnen eben verlangt wird: eine Mehrzweckperson fürs sensible Ego des Mannes.

Als das Ehepaar vom Nobelpreis in der Frühe erfährt, tanzt es im Bett wie einst, als Joes erster Roman dank Joan verlegt wurde. Bei der Reisevorbereitung nach Stockholm übt sie sich noch in gereizter Duldsamkeit. Doch bald richtet der Gockel seinen Kamm, verdrängt das Vergangene und benimmt sich ihr gegenüber, wie sich ein Olympier eben so verhält: gönnerhaft. Sie erträgt auf der Reise ins Camelot der Dichturfürsten ihren Göttergatten Zeus (noch) wie Hera, aber als er den gemeinsamen Sohn, der ebenfalls schreibt und sie begleitet, abkanzelt, wird sie fuchsteufelswild.

Der frettchenhafte Journalist Nathaniel Bone (Christian Slater), der eine Biografie des Dichters schreiben will, wieselt um sie rum. Nur er kennt das Geheimnis des Dichterspaars, was Joe besonders nervt. Aber von den devoten Akademieheinis lässt dieser sich wie ein Hahn im Korb umgackern und betütteln. Allein im Hotel, zieht Joan gegen Joes Pfauenhaftigkeit vom Leder und haut ihm die Vergangenheit mit furiosen, schmerzenden Hieben um die Ohren. Angesichts der herrschenden Literatur-Nobelpreis-Krise nicht ohne Pikanterie.

Glenn Close, mit kurzem weissem Haar, offenem Gesicht, brilliert als couragierte Dulderin, die nicht mehr dulden will. Jonathan Pryce, der dichtende Gottvater, milde und selbstgefällig, ist als samtpfötiger Gegenpart voll patriarchaler Tücke. Glenn Close erhielt für ihre Leistung einen Golden Globe. ★★★★★☆

Weitere Premieren

The Kindergarten Teacher — Lisa Spinelli (Maggie Gyllenhaal), eine ambitionierte Kindergärtnerin, desillusioniert von ihrem spießigen Familienleben, träumt von einer Karriere als Lyrikerin, besucht regelmässig einen Lyrik-Workshop, findet regelmässig keine Anerkennung und entdeckt eines Tages unter ihren kleinen Schützlingen den 5-jährigen Jimmy Roy (Parker Sevak), der spontan zu verblüffend reifen Gedichten fähig ist. Das weckt ihr Interesse, bald sieht sie in ihm ein Genie wie Mozart und nimmt ihn, ohne Erlaubnis des Vaters, mit zu einer Lyriklesung. Der Junge wird ihrer Obhut entzogen, worauf Lisa den Knaben entführt. Sie fiebert sich mit dem kindlichen Genie an ihrer Seite in ein exklusives Leben. Doch die Wirklichkeit bleibt unerbittlich. Das US-Remake (Regie und Buch: Sara Colangelo) des israelischen Films «Haganenet» aus dem Jahr 2014 besticht durch Maggie Gyllenhaal. In Familie wie Beruf enttäuscht, flüchtet sie sich wie



Ein Genie wie Mozart? Wunderkind Jimmy Roy.

Laura Wingfield aus Tennessee Williams «Glasmenerie» in totale Entrückung. Lisas wirklichkeitsfremdes Glashaus zerbricht. Faszinierend und subtil erzählt, aber depressiv im Ambiente. ★★★★★☆



Alles unkompliziert: Tochter Nina konvertiert.

Womit haben wir das verdient? — Der Anfang ist vielversprechend: Da sitzen Wanda (Caroline Peters) und Harald (Simon Schwarz) vor der Familienpsychologin, und auf einmal platzt ihre Teenagertochter Nina (Chantal Zitzenbacher) rein: voll verschleiert! Die geschiedenen Eltern glotzen sprachlos. Die Tochter ist zum Islam konvertiert! Sei alles unkompliziert, man könne online übertreten, sagt die. Aus der nachvollziehbaren Fassungslosigkeit bezieht der Erstling der Österreicherin Eva Spreitzhofer (auch Drehbuch) seinen Humor. Doch zunehmend verliert sich die *Culture-Clash*-Klamotte in übertreibender Unglaubwürdigkeit. So muss Wanda gleich eine total aufgeklärte Feministin sein, ihre Familie eine völlig undurchschaubare schicke, aber total aufgeschlossene Patchwork-Familie, der Katholizismus total von gestern und der Kapitalismus auch irgendwie total scheisse. Und wenn dann Wanda sich vor lauter Beflissenheit und totem Interesse am Islam in eine Moschee begibt – ja dann hat sich wieder mal ein deutschsprachiger Ulk hasenfüssig in die Büsche davongemacht, nach dem Motto: «Gott bewahre, wir wollen nicht provozieren, nur ein wenig neckisch rumspielen. Ist doch total erlaubt, oder?» ★★★★★☆

Knorrs Liste

1	The Favourite Regie: Yorgos Lanthimos	★★★★★
2	Roma Regie: Alfonso Cuarón	★★★★★
3	Shoplifters Regie: Hirokazu Koreeda	★★★★★
4	Green Book Regie: Peter Farrelly	★★★★☆
5	Schindlers Liste Regie: Steven Spielberg	★★★★☆
6	Mary Queen of Scots Regie: Josie Rourke	★★★★☆
7	Colette Regie: Wash Westmoreland	★★★★☆
8	Wolkenbruchs... Regie: Michael Steiner	★★★★☆
9	Le vent tourne Regie: Bettina Oberli	★★★★☆
10	The Mule Regie: Clint Eastwood	★★★★☆

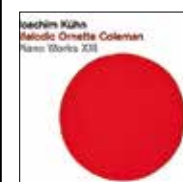
Jazz

Gespräche mit einem lebendigen Toten

Von Peter Rüedi

Einer der folgenreichsten und missverständlichsten Plattentitel der Jazzgeschichte ist der des wunderbaren Double-Quartet-Werks, das Ornette Coleman 1960 unter dem Titel «Free Jazz» für Atlantic eingespielt hatte. Es enthielt in der Tat, wie der Untertitel verhiess, «A Collective Improvisation» von so charismatischen Improvisatoren wie Coleman selbst, Don Cherry, Charlie Haden und Billy Higgins (Colemans eigenem Quartett zu der Zeit), dazu Eric Dolphy, Freddie Hubbard, Scott LaFaro und Ed Blackwell als zweitem Viereck, und tatsächlich löste sich die freie Improvisation weitgehend von funktionsharmonischen Fesselungen. Dass er aber in der Folge als «Vater des Free Jazz» gehandelt wurde, missfiel Coleman selbst aufs Äusserste. «I am a composer», pflegte er bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu betonen. Wer wollte dies bestreiten, der nur einmal Ornettes herzerreissende Ballade «Lonely Woman» von dem Album «The Shape of Jazz to Come» gehört hat, eine der schönsten im gesamten amerikanischen «Book of Songs»?

Viele Jahre später kam es zu einer auf den ersten Blick überraschenden Partnerschaft zwischen dem Mann aus dem texanischen Fort Worth (der in seinen frühesten Jahren mit schwärzestem Rhythm and Blues begann) und dem virtuosen (ehemals ost)deutschen Piano-Free-Pionier Joachim Kühn. Allein, auch der ist ein Free Jazzer mit Vorbehalt, klassisch ausgebildet, gleichzeitig ein essenzieller Melodiker und ein virtuoser Tastenkünstler. Mit dem rauhen, kantigen, expressiven Fragmentariker aus dem amerikanischen Süden gab Kühn zwischen 1995 und 2000 nicht weniger als sechzehn Konzerte. Für jeden dieser Auftritte schrieb Ornette zehn neue Stücke, die er nirgends mehr veröffentlichen sollte. Aus diesem enormen Nachlass wählte Kühn zehn zum Teil fabelhafte Stücke aus («Lost Thoughts»), zum Grossteil Balladen des «Melodic Ornette Coleman» (so der Titel); dazu zwei Versionen von «Lonely Woman» und eine Ornette-Hommage von Kühn als Bonus. Ornette ist 2015 gestorben. Aber auch in seiner Abwesenheit macht der Kontrast der ehemaligen Duopartner die Spannung dieser Musik aus.



Joachim Kühn:
Melodic Ornette Coleman.
ACT 9763-2



Thiel

Was jetzt?

Von Andreas Thiel

Abraham: Weshalb töten sich die Menschen da unten ständig gegenseitig?

Mohammed: Es gibt zu viele Ungläubige.

Moses: Ja, denn die Gläubigen wissen ja, dass sie nicht töten sollen.

Abraham: Aber es sind doch gerade die Gläubigen, die töten.

Moses: Dabei hat Gott ganz klar gesagt, sie sollen nicht töten.

Mohammed: So? Mir hat Gott gesagt, sie sollen die Ungläubigen töten.

Abraham: Mir hat er sogar gesagt, ich solle meinen Sohn töten.

Mohammed: Dir hat Gott wenigstens einen Sohn geschenkt. Ich nahm mir so viele Frauen, wie ich konnte, aber keine einzige davon gebar mir einen Sohn.

Buddha: Gott hat eben Humor.

Mohammed: Das ist nicht lustig. Hätte ich einen Sohn gehabt, hätte ich ihn nicht getötet.

Abraham: Ich habe ihn ja auch nicht getötet.

Moses: Du hast dich Gottes Willen widersetzt?

Abraham: Nein, denn kaum war ich bereit, meinen Sohn zu töten, sagt mir Gott, ich dürfe ihn nicht töten.

Buddha: Bist du sicher, dass es beide Male derselbe Gott war?

Abraham: Wieso nicht? Gott hat ja auch seinen Sohn geopfert.

Mohammed: Das war nicht sein Sohn.

Johannes der Täufer: Mir hat Gott gesagt: «Dies ist mein Sohn.»

Mohammed: Du bist bloss Apostel. Wir hingegen sind Propheten.

Johannes der Täufer: Wer sagt das?

Mohammed: Gabriel hat mir das gesagt.

Johannes der Täufer: Gabriel ist bloss ein Erzengel. Zu mir hat Gott persönlich gesprochen.

Moses: Zu mir auch. Na ja, eigentlich war es ein brennender Busch.

Abraham: Also was gilt jetzt? Gottes Sohn oder nicht? Prophet oder nicht? Töten oder nicht?

Ignazio Cassis: Bei Ihren religiösen Gesetzen handelt es sich offenbar um dynamisches Recht. Vermutlich hatten Sie es nicht mit Gott zu tun, sondern mit der EU.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Hauskonzerte mit Buffet

Hauskonzerte am Zürichberg; «Swiss Days» im Hotel «Imperial» in Tokio; Eiskunstlaufen beim «Kulm Hotel» in St. Moritz. Von Hildegard Schwaninger

In einer Villa am Zürichberg wird seit zwanzig Jahren die Tradition der Hauskonzerte gepflegt; der Hausherr, ein grosszügiger Mäzen, stellt seine Villa zudem jungen Künstlern fürs Musizieren zur Verfügung. Jetzt wurde ihm von Zürichs Stadtpräsidentin Corine Mauch der «Stadttaler» verliehen, die Auszeichnung für kulturelle Leistungen. Richard (Richi) Irniger ist ein grosser privater Musikförderer in der Stadt, er veranstaltet in seinem Haus fast 150 Konzerte im Jahr; Musiker dürfen in seinem Haus üben – Tag und Nacht. Er besitzt ein grosses Anwesen. Das hat er vom Grossvater, einem Börsianer, geerbt, sein Vater war ein begeisterter Klavierspieler, Richi Irniger selber war in einem technischen Beruf tätig, lebenslanger Musikenthusiast. Am 27. Januar durfte er seinen 80. Geburtstag feiern (hat am gleichen Tag Geburtstag wie Mozart), und so wurde der Hochverdiente mehrfach geehrt.

Richi Irnigers Hauskonzerte sind nicht nur musikalische, sondern auch kulinarische Ereignisse. Nach dem Konzert wird ein grosses Buffet aufgebaut, Richi Irniger kocht selber, es gibt Ratatouille, Sandwiches, Fleischkäse und zum Dessert noch Mousse au Chocolat; der Eintritt ist gratis, die freiwillige Kollekte geht an die auftretenden Künstler. Richi Irniger, der weder Frau noch Kinder hat, lebt für die Musik. Ein Musterbeispiel an Grosszügigkeit.

Die Musik ist sein ganz persönlicher Jungbrunnen. Zirka sechzig junge Künstler aus zirka dreissig Nationen standen auf der Bühne

der Musikhochschule Zürich, als dort letzten Montag Richi Irnigers Geburtstag gefeiert wurde. Die hübsche junge Russin Nadja Dalvit-Saminskaja, Pianistin und enge Freundin Irnigers, stand im goldenen Kleid auf der Bühne und moderierte – gemeinsam mit dem ehemaligen Direktor der Musikhochschule, Daniel Fueter – den Abend. Dani Fueters Nachfolger, Erich Zumstein, freute sich über den randvollen Saal und dankte Irniger, diesem «Menschen mit einem grossen offenen Haus und einem grossen offenen Herzen». Dann sagte Fueter «Los geht's!», und die Musiker fiedelten, sangen und spielten Klavier, Saxofon oder Trompete, was das Zeug hielt (von Mozart über Chanson bis Jazz). «Musik verbindet», dankte Richi Irniger, und dann durften sich alle aufs Buffet stürzen. Das wurde von der Metzgerei Reif geliefert, als Geschenk für den Grosskunden Richi Irniger (kauft dort immer für seine bacchantischen Konzertfeste ein), Seniorchef Walter Reif, der Irniger schon aus Kinderzeiten kennt, beobachtete mit grosser Freude, wie die 900 Brötchen, die seine Mitarbeiter geschmiert und belegt hatten, von den 250 Konzertbesuchern im Nullkommanix weggefegt wurden. Richi Irniger, ein lebendiges Beispiel für «Geben ist seliger denn Nehmen».

Baur au Lac»-Direktor Wilhelm Luxem reist demnächst nach Tokio – zum Finale eines kulinarischen Austausches. Die Köche des Hotels «Imperial» in Tokio haben kürzlich, an-



Fast verliebt

Brautmonster

Von Claudia Schumacher

Zwei Wochen nachdem Georg ihr auf Ko Yao Yai einen Antrag gemacht hatte, sass Regula frisch verlobt am Flughafen von Bangkok. Während sie auf ihren Rückflug nach Zürich warteten, hatte sie sich am

Kiosk die Zeitschrift *Traumhochzeit* gekauft. Endlich. Wie lange sie das schon hatte tun wollen: ihre Hochzeit planen.

Sie hatte so lange warten müssen, dass sie sich bei den letzten Hochzeiten im Bekanntenkreis gar nicht mehr für die Paare hatte freuen können. Sie giftete über den Kaffee, der in Kannen auf dem Tisch stand – wie beim Vereinsfest! Oder sie lästerte über die Bräute, die ihrer Meinung nach immer zu dick oder zu dünn waren. Und es fehlte ihnen an Geschmack. Etwa Melanie, die nicht mal darauf geachtet hatte, dass ihre eigene Familie und die ihres Bräutigams farblich abgestimmte Kleidung trugen. Und so sass die Brautmutter dann neben der Schwiegermutter: die eine im orangefarbenen Hosenanzug, die andere im altrosa Kleid. Die Farben bissen sich, und man musste hinsehen wie bei einem Verkehrsunfall mit Toten. Grauensvoll!



Stadtpräsidentin Mauch, Irniger.



Lange Freundschaft: Hoteldirektor Luxem.



Singen und Eiskunstlauf: Neopolitiker Jenny.

geführt von Chef **Yu Sugimoto**, im «Baur au Lac» gekocht (das Restaurant «Pavillon» war ausgebucht), im März kocht Laurent Eperon, preisgekrönter Chef des «Pavillon» (ein Michelin-Stern, 18 Gault-Millau-Punkte), mit seinem Team im «Imperial». Die beiden Luxushotels verbindet eine lange Freundschaft. Das «Imperial» ist 128 Jahre alt, das «Baur au Lac» kann dieses Jahr seinen 175. Geburtstag feiern. Am 1. März beginnen die «Swiss Days» in Tokio, der Schweizer Botschafter, **Jean-François Paroz**, hat das Patronat übernommen.

Das «Baur au Lac» feiert das Jubiläum mit einer Kitchen-Party mit dem Hotel «Ritz» in Paris (26. März); im Juni findet das «Picnic en blanc» statt, wo alle Gäste in Weiss kommen, im Garten des Hotels. Ein Picknick für 175 Gäste, Preis: 175 Franken.

Christian von Rechenberg ist wieder da. Der frühere Food-and-Beverage-Manager des «Baur au Lac» kehrt – nach fast sieben Jahren in London und Hongkong – zurück zu seinen Wurzeln. Als Vizedirektor.

Ernesto Kellenberger, in St. Moritz stationierter Herausgeber der *Snowtimes* und von Berufs wegen neugierig, wunderte sich, wer da so schön Eiskunstlauf macht auf der Eisbahn beim «Kulm Hotel». Es war **Christian Jott Jenny**, der Gemeindepräsident *hinselbst*. Ein Fototeam war natürlich da – Jennys Eiskunstkünste sollen (in einem Werbefilm und auf Postern in der Rhätischen Bahn) Reklame fürs Engadin machen. Der Bühnenkünstler, Neopolitiker und Ideenproduzent Jenny ist wirklich multibegabt. Er habe, erzählte er Kellenberger, sich in der Berufswahl entscheiden müssen «zwischen Singen und Eiskunstlauf».

Im Internet

www.schwaningerpost.com

All das waren natürlich Fehler, die Regula bei ihrer eigenen Hochzeit nicht unterlaufen würden. Auch wenn es eine Herausforderung war: Idealerweise musste bereits im Spätsommer geheiratet werden, damit sie auf jeden Fall bis 2020 schwanger sein konnte. Aber finde mal in so kurzer Zeit eine gute Location! Es gab noch so viel zu tun.

Doch wenn eine Frau auf der Welt in nur acht Monaten eine Traumhochzeit aus dem Boden stampfen konnte, dann war das Regula. Seit Jahren war sie innerlich vorbereitet. Und so war das meiste auch längst entschieden. Eine Hochzeit in Weiss und Apricot, weil Apricot ihr Gesicht frischer wirken liess. Acht Brautjungfern in Pastelltönen, ein Live-Cooking-Hochzeitsbuffet... – sie hatte Georg auf Ausgaben über 30 000 Franken vorbereitet. Dass sie am Ende wohl eher bei 50 000 Franken enden würden, musste sie ihm nach und nach vermitteln.

Mit frischem Sonnenbrand sass Georg am Flughafen neben Regula. Verstohlen beobachtete er das junge Paar, das ihnen gegenüber sass. Die Frau wirkte mädchenhaft, an ihren Armen klirrten kleine Reifen, und sie flüsterte ihrem Freund etwas ins Ohr, woraufhin er lachte und sie an sich zog. Dann knutschten sie. Nur mit Mühe und Not konnte Georg beim Zusehen eine Erektion verhindern – als er schlagartig sehr traurig wurde. Er schloss die Augen und dachte nach: Er hatte alles richtig gemacht. Sich einen Ruck gegeben, einen Ring gekauft, war endgültig erwachsen geworden. Georg öffnete wieder die Augen und zwang sich zu einem Lächeln. Er zog Regula an sich, wollte ihr einen Kuss geben. Doch die schaute nicht auf, drückte ihn weg. «Nicht jetzt», sagte sie. «Wenn du mich so umklammerst, kann ich kaum weiter in der *Traumhochzeit* blättern.»



Unten durch

Rückentraining

Von **Linus Reichlin**

Der Typ von der Versicherung klingelte genau in dem Moment, in dem ich auf meinem Teppich den Rückenroller ausprobierete, den mir ein Freund wegen meiner Rückenschmerzen geschenkt hatte. Der Roller bestand aus zwei miteinander verbundenen roten Kugeln, die auf meinem roten Teppich von blossem Auge schwer zu erkennen waren. Ich liess den Vertreter herein, und er bot mir eine Haftpflichtversicherung ohne Selbstbehalt an, er sagte, sie trete sofort bei Vertragsabschluss in Kraft und Roger Federer sei bei derselben Versicherungsgesellschaft. Also unterschrieb ich den Vertrag und begleitete den Vertreter wieder zur Tür. Auf dem Weg dorthin stürzte er über den auf dem roten Teppich unsichtbaren roten Rückenroller und landete mit dem Kopf ziemlich übel an der Kommodenkante.

Ich war ein solcher Glückspilz! Mit meiner alten Versicherung hätte ich 500 Franken Selbstbehalt zahlen müssen, aber jetzt kostete mich der Schädelbruch des Vertreters keinen Rappen! Allerdings hatte ich das Kleingedruckte noch nicht gelesen. Vielleicht gab es ja im neuen Vertrag einen Leistungsausschluss «bei fahrlässigem Herumliegenlassen von zweikugligen Rückenrollern, die sich farblich nicht in ausreichendem Mass von der Umgebung abheben». Während der Vertreter meinen roten Teppich vollblutete und im Delirium unablässig den Namen seiner Frau murmelte, tastete ich auf Knien den Teppich nach dem Rückenroller ab, um ihn sicherheitshalber verschwinden zu lassen, bevor die Ambulanz kam, die ich telefonisch bestellt hatte. Aber ich konnte den Roller nicht mehr finden. Ich piff meinen Hund herbei, der in der Küche geschlafen hatte – er litt an Gastroenteritis und wollte seit Wochen nur noch sterben. Ich sagte: «Such, Dobby, such den Knochen!» Vor ein paar Tagen hatte Dobby in einem plötzlichen Ausbruch letzter Lebensenergie in den Rückenroller gebissen, der von einem dieser neumodischen Designer-Hundeknochen optisch nicht zu unterscheiden war. Jetzt hoffte ich, dass Dobby noch einmal vom Jagdtrieb gepackt wurde. Aber er schnüffelte nur ein bisschen am Versicherungsvertreter

>>> Fortsetzung auf Seite 62

herum, der sich an der Kommode hochzuziehen versuchte. Schon klingelte die Ambulanz! Wenn man nicht will, dass sie schnell kommen, ärgert es einen, dass nach einem Unfall sofort zwei Sanitäter mit Helfersyndrom in der Wohnung stehen und mit ihrer Bahre eine Schramme in die frisch gestrichene Wand kratzen. Ich sagte: «Bitte nicht mit diesen Schuhen den roten Teppich betreten!» Sie trugen Schuhe mit dem Profil von Lastwagenreifen – können die keine Pantoffeln mitnehmen? Ich war richtig erleichtert, dass einer der Sanitäter ausrutschte und rücklings gegen den Fernseher knallte, denn erstens wurde der andere jetzt vorsichtig und ging vom Teppich runter und zweitens sah ich auf dem Teppich eine Bewegung: Es war der Rückenroller, der unter dem Einsatzstiefel des Sanitäters wegrollte, auf diese Weise wurde er für einen Moment sichtbar.

Ich versteckte den Roller unter meinem Hemd und sagte: «Was ist eigentlich mit euch allen los? Warum fällt ihr in meiner Wohnung alle auf die Fresse? Ich sehe hier weit und breit kein Eisfeld!» Später gaben der Sanitäter und der Vertreter zu Protokoll, sie seien bei mir auf einem «nicht näher identifizierbaren Gegenstand ausgerutscht». Aber das kann natürlich jeder behaupten! Meine Versicherung musste zahlen! In den Wochen danach erholte sich Dobby von seiner Gastroenteritis, er leidet jetzt an einer Sanitäter-Phobie. Jedes Mal, wenn er einen Krankenwagen sieht, verbeisst er sich in die Rettungskräfte. Meinen roten Rückenroller benutze ich inzwischen als Sex-Spielzeug: Meine Freundin mag es, wenn ich ihn mir beim Tanzen vorn in die Hose stecke. Jedenfalls habe ich bei all dem eines gelernt: Das A und O des Rückenrolltrainings ist ein Ausschluss des Selbstbehalts.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Nobles vom Zauberberg

Von Peter Rüedi

Vom legendären Bartolo Mascarello, einem der Originale unter den Winzern des Piemonts, stammt der auch von mir gelegentlich zitierte Satz «no barrique, no Berlusconi». Das war zu Zeiten, als der Cavaliere noch an der Macht war und sich unter den «Barolisti» der neueren Stilrichtung die Mode abzeichnete, auch den Nebbiolo nach französischem Vorbild im Holz auszubauen. Was den Traditionalisten in den Langhe aus gutem Grund ein solcher Graus war, dass Mascarello, einer von ihnen, sein öno-politisches Manifest kurzerhand auf die selbstgestaltete Etikette eines seiner Barolos setzte. Ist doch die Nebbiolo tatsächlich eine spät reifende, tanninstarke, dennoch äusserst subtile komplexe Traube mit zu viel Finesse (Kirschen, Pflaumen, getrocknete Rosenblüten, etwas Kakao und Lakritz), als dass sie es verdiente, in zu viel, womöglich noch stark getoasteter Eiche eingesargt zu werden.

Wie Guido, Mario und Paolo Damilano, seit 1997 als vierte Generation in der Leitung des

1890 gegründeten Betriebs, über Berlusconi denken, ist mir nicht bekannt; wohl aber, dass sie den Ausbau ihrer Weine, auch den der «prestigiösen» Barolos aus den renommiertesten Lagen, in Fudern von 50, ja 100 Hektolitern besorgen. (Allerdings: Für den amerikanischen Markt füllen sie entgegen ihren Grundsätzen in einem Kabinett ein Kontingent Barriques). Der Sitz der Kellerei Damilano liegt im Auge von Barolo, im Ort gleichen Namens (wo die Jungunternehmer in ihrem Betrieb auch noch ein mit einem Michelin-Stern prämiertes Restaurant führen, nebst der «Bar Zucca» in Turin). Aber damit nicht genug: Zu ihren Weinbergen in Cannubi gehören nebst acht gepachteten auch zwei familieneigene Hektaren in der Superlage (abgesehen von anderen Spitzen-Weinbergen wie Brunate).

Cannubi ist ein Hügel nördlich von Barolo mit einem Terroir von Gottes Gnaden. Ein Wein-Zauberberg. Insgesamt produziert Damilano rund 325 000 Flaschen, vom Cannubi gerade mal 37 000 (im exzellenten, aber mengenmässig kargen Jahr 2013 dürften es einige weniger geworden sein). Der Damilano-Barolo Cannubi 2013 ist ein grosser Barolo zu einem freilich entsprechenden Preis, mit allen Eigenschaften typischer und doch ausserordentlicher Barolos, von der subtilen, ins bräunliche gedämpften Farbe (in der Beziehung erweisen sich gewisse Piemonteser als Cousins von Pinos oder Nerello Mascalese vom Ätna) bis zum verblüffend langen und vibrierenden Abgang. Gesunde Säure, eine solide Tanninstruktur und nicht zuletzt ein nicht verschämter Alkoholgehalt garantieren diesem Gesamtkunstwerk im Übrigen ein würdiges Alter.

Damilano: Barolo Cannubi 2013.
14,5%. Nauer Weine, Bremgarten. Fr. 76.–.
www.nauer-weine.ch



Salz & Pfeffer

Hipster-Metzger

Von Andreas Honegger

Eine Gruppe junger Leute um Gregory Knie hat sich im früheren «Restaurant Hegibach» am gleichnamigen Platz in Zürich eingenistet und dort ein gestyltes, aber gemütliches Lokal eröffnet. Es nennt sich «Butchers Table» nach dem grossen Tisch

im vorderen Teil des Restaurants, der gleichzeitig eine Metzgerei ist. Das Lokal ist eher retro gestaltet, das Fleisch indessen frisch und gut gelagert. Das Angebot ist schnell erzählt, und die hipsterhaften Kellner mit Hut oder Kappe instruieren einen, was man zu tun hat: Zur Vorspeise wird eine Schüssel Salat auf den Tisch gestellt, und wer will, erhält einen Markbein-Shot, einen längs aufgeschnittenen Schenkelknochen mit einem Sprutz Wodka. Bevor diese Dinge eintreffen, geht man zur Metzgertheke und liest sein Lieblingsfleisch aus. Wir haben uns für ein grosses Kalbskotelett für Fr. 80.– und ein Rib-Eye-Steak von einem in der Schweiz aufgewachsenen Limousin-Rind für Fr. 50.– entschieden. Für Liebhaber ist auch Luma-Fleisch (mit Edelschimmel gereift) erhältlich.

Nach dem «Einkauf» zurück am Tisch, kam die nicht für alle Teilnehmer angenehme Überraschung, dass der Salat mit einer Kreuz-

kümmel-Sauce aufwartete – und dasselbe Gewürz entwertete dann auch Teile der Gemüsebeilage. Auf diese Geschmacksnote muss man ja im Texmex-Laden oder im Orient-Take-away gefasst sein, aber doch nicht an einem *haut lieu* der Fleischliebhaber! Als solche allerdings kommt man voll auf die Rechnung: Das Fleisch wird auf einem Holzbrett in die Tischmitte gestellt, und man kann von allen bestellten Stücken einen Fetzen abschneiden. Sowohl Kalb wie Rind waren qualitativ und betreffend Garzeit ganz hervorragend. Die Weinkarte ist mit ausgesuchten Gewächsen bestückt; es fällt aber nicht leicht, eine Flasche unter 100 Franken zu finden.

Butchers Table, Neumünsterstrasse 34, Zürich
Tel. 044 577 56 88. Sonntags geschlossen



Auto

Die Querdenker

Das Verhältnis des Preises zur Leistung wird in angespannten Zeiten wichtiger. Wir fahren darum einen Mazda 6 Kombi. *Von David Schnapp*

Elegante Kombis sind für Leute mit Sinn fürs Praktische immer noch die stilvollste Art, Auto zu fahren. Und weil die Zeiten – je nach Standpunkt – unsicher oder aufregend sind, spielen nicht nur Form und Funktion eine wichtige Rolle. Beim Entscheid für ein bestimmtes Automodell wird zunehmend bedeutsamer, welche Leistung man sich zu welchem Preis einkauft.

Unter diesem zeitgemässen Aspekt ist der Mazda 6 ein Auto, das man sich anschauen sollte. Er ist eine fast zeitlos elegante Erscheinung. Als Kombi gehört er sogar zurzeit zu den schönsten Modellen seiner Art. Jedenfalls sehe ich das so, nachdem ich den dunkelblauen Wagen mit japanischen Wurzeln in einem etwas gesichtslosen Industrie- und Gewerbeviertel vor den Toren Zürichs abgeholt habe.

Was mir fast noch besser gefällt als die gelungene Form der Karosserie mit ihren präzise gezogenen Linien: Hinter dem Lenkrad des Mazda 6 fühle ich mich sofort wohl, der Platz des Fahrers wirkt aufgeräumt wie ein ordent-

licher Schreibtisch ohne Papierstapel am Freitagabend vor dem Gang ins Wochenende. Das Interieur wurde mit dem letzten Facelift komplett überarbeitet, nun ist es durch eine sorgfältige Materialwahl und Verarbeitung auf ein hohes Niveau gebracht worden. Dazu gehören ein Head-up-Display ebenso wie belüftete Sitze und vor allem: der Verzicht auf billig wirkende Kunststoffmaterialien.

Mazda leistet sich ja die eine oder andere quergedachte Herangehensweise, womit sich die Japaner gern vom Mainstream ihrer Branche abheben. Dazu gehört etwa das Festhalten am Saugmotor oder auch die Tatsache, dass der Mazda 6 nun zum vierten Mal überarbeitet wurde, obwohl die aktuelle Modellgeneration seit 2012 auf dem Markt ist. Das sieht man meinem Kombi in der Farbe «Deep Crystal Blue» selbstverständlich nicht an, er sieht blendend und zeitgemäss aus.

Und er fährt sich angenehm entspannt: Ausgestattet mit dem 184-PS-Dieselmotor, brummelt er sonor vor sich hin, und wenn das

Aggregat einmal Betriebstemperatur erreicht hat, arbeitet es diskret und laufruhig. Eine sogenannte SCR-Abgasnachbehandlung sorgt für hervorragende Emissionswerte gemäss der fortschrittlichen Norm Euro 6d-Temp. Weil der Mazda 6 Kombi weniger als 1700 Kilogramm wiegt, wirkt der vernünftige Diesel auch mit Allradantrieb kräftig genug und erweist sich gleichzeitig als erfreulich sparsam: 6,5 Liter auf 100 Kilometer im Test sind sehr gut.

Zu den ansprechenden Werten und zu jenen, die in angespannten Zeiten an Wichtigkeit gewinnen, gehört schliesslich auch der auf dem Preisschild: Mit rund 50 000 Franken kostet der Mazda 6 deutlich weniger als etwa ein vergleichbarer VW Passat.

Mazda 6 SW S-D 184 AT AWD Revolution

Leistung: 184 PS / 135 kW; Hubraum: 2191 ccm;
max. Drehmoment: 445 Nm (bei 2000 U/min)
Verbrauch (EU-Norm): 5,1 l / 100 km;
Beschleunigung 0-100 km/h: 9,2 sec;
Höchstgeschwindigkeit: 219 km/h;
Preis: Fr. 51 600.–, Testwagen: Fr. 53 954.–

«Die Weltwoche, Switzerland's leading German-language opinion weekly»

The Washington Post

Abonnieren Sie jetzt.

Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–

Telefon 043 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch





Mobilität

Bäriges Brummen

Der neue Jeep Cherokee überzeugt auf der Strasse, im Gelände und am Strand. Von Gabriel Lotti

In diesen Spalten haben wir kürzlich den Jeep Trackhawk vorgestellt, das schnellste SUV der Welt, mit über 700 PS und brachialer Beschleunigung. Jetzt stösst gewissermassen der kleine Bruder des SUV-Monsters zu Modellfamilie hinzu, der New Jeep Cherokee. FCA Suisse hat ausgewählte Journalisten eingeladen, um den neuen Jeep Cherokee zu präsentieren, und ihn auf Herz und Nieren testen zu lassen. Austragungsort war das Donnafugata Golf Resort, nahe Ragusa im Süden Siziliens. Nach der Landung in Catania, wo ich den neuen Cherokee in der Overland-Ausführung in Empfang nehmen konnte, gings direkt ins Golf Resort. Die Strecke wurde so ausgewählt, dass der Jeep seine Vielfalt zeigen konnte. Ich staune. Denn sein Vorgänger musste sich von Nörglern so einiges anhören lassen: «Gutes Auto, aber die Optik...», oder «Das soll ein Jeep sein?», solche Sprüche konnte man hören. Das Design passe weder zum kleineren, erfolgreichen Compass noch zum grösseren Grand Cherokee, meinten andere. Der Neue zeigt sich mit neuem Sieben-Slot-Kühlergrill, grösseren Scheinwerfern in LED-Technik, was sich sogar

in der Langlebigkeit und in weniger Kraftstoffverbrauch niederschlägt, und passt sich der Jeep-Family vollends an. Die ganze Frontpartie wurde neu gestaltet, die «Nasenproblematik» endgültig entschärft. Er ist breiter und etwas länger geworden, wirkt markant und robust.

Spuren im Sand

Der Innenraum hat auch eine Radikalkur erhalten. Wo im Vorgängermodell etwas billig wirkender Hartplastik den Ton angab, dominiert jetzt Klavierlackoptik. Der Cherokee ist erwachsen geworden, selbstredend, dass die neueste Uconnect-Generation mit Einbindung von Apple- und Android-Systemen eingezogen ist. Zudem kann der Pilot zwischen verschiedenen Fahrprogrammen wählen, normales Fahren, Sport, Snow, und Sand/Schlamm.

Von Donnafugata aus fahren wir durch kurvenreiche Strassen an die Küste, genauer nach Punta Braccetto. Bei sehr angenehmen 22 Grad Lufttemperatur, um neun Uhr morgens, wird der Modus Sand/Schlamm getestet. Schliesslich braucht es auf Sand entsprechenden Vortrieb. Die Neungangautomatik lässt sich auch

bequem am Lenkrad via Schaltpaddel bedienen, und so meistern wir die kurze Sandstrecke problemlos. Weiter geht's nach Monterosso Almo. Diese Region ist bekannt für ihre schönen, hügeligen Wälder. Genau das Richtige für den Cherokee, schliesslich wollen wir die Getriebeuntersetzung auf einem speziell abgesteckten Parcours testen. Im Gelände fühlt er sich wie zu Hause. Mühelos spielt der Jeep seine Fahrkünste in der Getriebeuntersetzung aus, sodass auch steil bergab und bergauf Passagen locker gemeistert werden.

Nicht nur die neue Optik und das Design, sondern auch das gesamte Fahrverhalten, auf Strasse, Sand oder im Gelände, überzeugen restlos. Durch die Neuerungen an der Karosserie, wurden gegenüber dem Vorgängermodell sogar zusätzliche sieben Liter an Volumen im Gepäckraum gefunden. Die 200 PS im Zweiliter Diesellaggregat beschleunigen aus dem Stand hervorragend. Wer das etwas bärige Brummen des Motors mag, ist auch akustisch bestens bedient, schliesslich soll sich ein Cherokee nicht verstecken, ganz im Gegenteil, mit diesem Fahrzeug fühlt man sich *born to be*.

New Jeep Cherokee Longitude

Leistung: 195 PS/143 kW; Hubraum: 2174 ccm;
max. Drehmoment: 450 Nm (bei 2000 U/min)
Verbrauch (EU-Norm): 6,6l/100 km;
Beschleunigung 0-100 km/h: 8,8 sec;
Höchstgeschwindigkeit: 202 km/h;
Preis: ab Fr. 48900.–



Tamaras Welt

Was wollen Frauen von Männern?

Um eine Frau komplett zufriedenzustellen, muss der Mann über magische Kräfte verfügen. Trotzdem kann er es leicht schaffen, denn die Fähigkeiten dazu sind in seiner DNA verankert. *Von Tamara Wernli*

Mit der Frage «Was wollen Frauen?» befasste sich diese Woche die SRF-Sendung «Club». Ich war als Gast zugegen – Eingabeschluss dieser Zeilen war vor der Aufzeichnung. Die Antwort ist so verzwickelt, dass sich sogar Albert Einstein gegen deren Erkundigung entschied: «Manche Männer bemühen sich lebenslang, das Wesen einer Frau zu verstehen. Andere befassen sich mit weniger schwierigen Dingen, zum Beispiel der Relativitätstheorie», soll er einmal gesagt haben.

Im Grundsatz sehen die Wünsche der Frau an den sozialtauglichen Mann von heute so aus: Er soll kochen können, bügeln, waschen, Windeln wechseln, Begonien einpflanzen. Humorvoll sein, intelligent, sensibel, im Job kompetitiv, abgehärtet und erfolgreich – und dabei immer genug Zeit für die Familie aufbringen. Später in der Nacht soll er unseren G-Punkt finden – mit verbundenen Augen und auf den Rücken gebundenen Händen, während er gleichzeitig unsere verspannten Nackenmuskeln lockert.

Meine These unterscheidet sich nicht gross von dem Ergebnis, das Suzanne Degges-White 2018 auf der Psychologie-Website Psychologytoday.com veröffentlichte. Die Wissenschaftlerin führte eine Studie mit Frauen zwischen 18 und 75 Jahren durch, deren Ansprüche an den Mann unterteilt sie in drei Kategorien: 1. Moralische Integrität (etwa Verantwortung übernehmen). 2. Sensitivität (Verständnis, Unterstützung). 3. Befriedigende Intimität; der Mann soll «Abenteuer und Spannung in die Beziehung bringen», die Frau beglücken. Ich interpretiere das so, dass Frauen eine Kombination aus General und Sozialarbeiter wollen, mit den nächtlichen Fantasien eines Marquis de Sade.

Frauen unterscheiden sich natürlich in ihren Ansprüchen. Auch wandeln sich diese mit

Zeit, Lebensphase und auch in der Gesellschaft. Was für Frauen früher zentral war, wie etwa der Mann in der Hundert-Prozent-Ernährer-Rolle, ist heute – gerade bei jüngeren Generationen – nicht mehr prioritär. Frauen sind selbst aktiv und erfolgreich im Beruf, besitzen eine hervorragende Ausbildung, sind in den vergangenen Jahrzehnten stärker und selbstbewusster geworden.

Dennoch gibt es, und damit werden wir konkret, altersübergreifend Hinweise auf Einigkeit bei den Eigenschaften eines Mannes, die ihn als «Keeper» qualifizieren – also als jemanden, mit dem man den Rest seines Lebens verbringen möchte. Die Aufzählung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

1 — **Praktische Veranlagung:** Wenn ein Mann zu Hause anpacken kann, macht ihn das attraktiv – und unseren Alltag angenehmer: Abfluss entstopfen, Computerzeugs einrichten, Stromsparlampen auswechseln, Bilder aufhängen; und das Wichtigste überhaupt: die Hausspinne an die frische Luft befördern (ohne sie zu töten!).

2 — **Troubleshooter:** Den Problemlöser finden wir sexy, weil die Fähigkeit, innert kurzer Zeit Lösungen zu finden, unser Wohlbefinden erheblich steigert. Ich hatte wegen einer Kolumne einmal Post von David Beckhams Anwälten erhalten, da weilte ich mit meinem Mann gerade in Tokio. Die *Basler Zeitung* fragte nach meinen Quellen. Das bedeutete: alles hervorheben, dokumentieren. Ich war (trotz korrekter Zitate) zu erschrocken, um zu einer raschen Aufarbeitung des Problems beizutragen – angesichts einer drohenden Geldklage sah ich mich schon meine Louis-Vuitton-Taschen

verkaufen. Die Angelegenheit wurde dann von dem Troubleshooter neben mir in einem lärmenden Tokioer Internetcafé mit einer Gelassenheit, die Urvölker vor Neid erblassen lässt, beiseitegeräumt. (Natürlich können lösungsorientierte Männer zuweilen eine gewisse Geiztheit auslösen, wenn sie auch dann beseelt nach Lösungen suchen, wenn gar keine Lösung gefragt ist, sondern Zuhören.)

3 — **Galantes Benehmen:** In Feministenkreisen ist sie zwar umstritten, aber diese Eigenschaft taugt dazu, Scharen von Frauen vor Entzücken zum Glühen zu bringen. Die grosse Mehrheit der Damen schätzt den Gentleman alter Schule – sie sehen seine Art der Aufmerksamkeit als Zeichen der Wertschätzung gegenüber der Weiblichkeit: Tür aufhalten, in den Mantel helfen, Komplimente. Komplimente zum schönen Décolleté im Dirndl, zu den sexy Stiefeln, dem kussroten Lippenstift, sie machen Freude. Ein Kompliment reduziert eine Frau nicht auf ihr Aussehen, und die Herren sollten sich das von niemandem einreden lassen. Wir setzen ja unsere erotischen Reize nicht in Szene, damit sie unbemerkt bleiben. Und auch ein ungeschicktes Bekunden der Bewunderung ist kein Weltuntergang: Eine entspannte Frau verzeiht das ohne Aufschrei.

4 — **Integrität:** Die wertvollste Eigenschaft eines Mannes. Ein «Keeper» ist zuverlässig, übernimmt Verantwortung, er «kümmert» sich instinktiv – auch wenn es für ihn vielleicht Verzicht oder ein persönliches Opfer bedeutet. Dazu gehört der Auftrag des «Beschützers», auch wenn das Wort klischeehaft klingt. Emanzipation und Selbstbestimmung der Frau und die Behüter- und Versorgerrolle des Mannes schliessen sich nicht aus. Unabhängig von unserem beruflichen Status und der Eigenständigkeit: Die Vorstellung, dass unser Partner uns beschützt, wenn es darauf ankommt, uns finanziell und/oder emotional zur Seite steht, sich wie ein grosser Schirm über unser Wohlergehen spannt – das Gefühl ist unbezahlbar. Es ist das Gefühl, für das wir Frauen die Männer lieben. Für das Beste im Mann.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt in Basel.

1		2		3		4	5	6		7	8	9	10	11
12	13		14			15					16			
17										18				
19						20			21		22			
			23		24				25	26				
27		28				29			30			31		32
33					34	35		36				37	38	
				39					40	41				
42	43		44		45				46		47			
48				49				50						
51											52			
	53								54					

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Individueller bis kollektiver Verfall.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Grösste Stadt der VAE. 7 Sie setzt politisch gutes Miteinander voraus. 12 Die Giraffe zeigt sich hier nicht mit dickem, dafür kurzem Hals. 15 Vulkan, im Original und italienisch. 16 Wie sich Hadria aus der Antike heute präsentiert. 17 Lehrstuhl der gehobenen Art. 18 Ein Bild, das man sich denkt und folglich nicht an die Wand hängt. 19 Was hungrige Hirsche gerne machen. 20 Für Madame ist sie eine Freundin. 22 Von dort auf Umweg zum Indischen Ozean. 23 Sie identifiziert Zeitschriften ganz eindeutig. 25 Wir, sagen da rückwärtsgewandte Italiener. 27 Unsere Scham verhindert, sie beim Namen zu nennen. 30 Schau zurück, dann steht das Lasttier vor dir. 33 Wir begrüßen es Jahr für Jahr. 34 Schütteln erzeugt raselnde Geräusche. 37 Eber mit solchem Vorderteil sind besonders emsig. 39 Für den Briten kommt zuerst der des Daches. 40 Esther verwandelte sich mit Kosmetik in sie. 42 Sprachfamilie Südamerikas (Chile). 45 Nachricht ganz ohne Tütato. 47 Ein Areal umfasst meistens mehrere. 48 Erhabene Figur auf Schmuckstein. 50 Schlicht geradlinig. 51 Dicke Luft ist meist voll von ihnen. 52 Das Ende braucht hier eine Korrektur. 53 Einnahmen und Ausgaben, und was daraus werden kann. 54 Räumliche Bereiche, der Gesichtspunkt ist wählbar.

Senkrecht — 1 Suppe, wie sie Spanier gerne mögen. 2 Südasiatischer Binnenstaat. 3 Arbeitsverhältnis der oft amtlichen Art. 4 Das Segel setzt mindestens drei Masten voraus. 5 „Der sich selbst erschaffen hat“: ägyptische Urgottheit. 6 Initialen: ersichtlich am Kreuz Christi. 8 Im Auftrag, vielleicht Ihrer Majestät. 9 Ein Schwanz, auch für Briten schwer erkennbar. 10 Teil des menschlichen Köpers, elementar. 11 Ein Metallbolzen, manchmal mit e. 13 Ein Hut hat meist eine. 14 Ihre Spitzen sind meist wirklich spitz. 21 Ihr ist Müsiggang total fremd. 24 Bei ihr handelt es sich um eine Aufeinanderfolge. 26 Gute passive Schwimmer. 27 Solche Happen schnappt man sich gerne. 28 Steckt man ihm Geld zu, handelt er sofort aus eigenem Antrieb. 29 Personifiziertes Gerücht aus Homers Odyssee. 31 Ein Podium kommt ihr ziemlich nahe. 32 Sie mögen gerne guten Whiskey. 35 Modemacher, Italiener und lebende Legende. 36 Für die Ruhe fehlt hier wirklich etwas. 38 Machte man einst mit Menschen, später mit Strassen. 41 Unter die Erde bringen, auf dass es darauf spriesst. 43 Der so genannte Schauspieler, Comedian, Buchautor etc. 44 Weiblicher Vorname, assoziiert Luftballone. 46 Die Torte stammt aus jener Stadt. 49 Das Präfix ruft das Gegenteil hervor.

© Fritz Müller - Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 603

T	A	R	D	R	U	M	B	A	F	P
I	L	E	U	S	M	A	I	B	I	L
K	R	I	S	E	B	A	H	R	A	I
L	E	B	E	N	D	I	G	D	I	S
E	R	I	D	U	T	F	O	N	T	A
B	A	N	S	T	A	L	T	R	A	S
R	D	G	A	E	L	E	P	O	S	T
I	D	O	L	T	T	U	B	A	T	A
G	E	M	U	E	T	T	R	A	P	E
N	A	E	G	E	L	I	S	I	E	R
S	I	G	N	A	L	E	K	E	I	N
S	K	A	L	O	R	D	E	R	N	Z

Waagrecht — 1 TARD (franz. f. spät) 5 RUMBA 11 ILEUS (medizin. f. Darmverschluss) 12 ALBULA 14 KRISE 15 BAHRAIN 16 LEBENDIG 17 DISKUS 18 ERIDU 19 FONT 20 ANSTALT 23 RAST 27 GAELET 28 POST 29 IDOL 32 TUBA 34 TAT 35 GEMUET 37 TRAPPER 39 NAEGLI 40 SIERRE 42 SIGNAL 43 KEINER 44 SKALI (schwed. f. zum Wohl!) 45 ORDERN

Senkrecht — 1 TIRER (Geb.ort von Marx, T. liegt an der Mosel) 2 ALIBI (lat. f. anderswo) 3 RESEDA 4 DUENUNG 6 UMAG (kroat. Stadt) 7 BARDOT 8 ALAIN (Delon, Filmtitel) 9 FUNK 10 PASSAT (Windsystem) 13 BISTRO 14 KLEBRIG 15 BITTE 19 FLEUR (franz. für Blume, Blüte) 21 SATTEL 22 ALTTIER 24 (Kissen-) ASTERN 25 STARRE 26 DOMAGK 28 PAPIER 30 DENIS 31 LUENA (Laune) 33 BASKE (Bewohner des Baskenlands) 36 EGAL (Alge) 38 PEIN 41 ERZ

Lösungswort — **FANTASTEREI**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.



Patek Philippe Boutique

at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com



Weltzeituhr Ref. 5230G